

ABC **team**



HANS
BRANDENBURG

Mit Christus unterwegs

60 Jahre
im Dienst für Christus

Brunnen Verlag

Hans Brandenburg

Mit Christus unterwegs

Sechzig Jahre im Dienst für Christus



BRUNNEN VERLAG · GIESSEN UND BASEL



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

Das ABCteam-Programm umfaßt in seiner Hauptreihe:

A = aktuelle Themen

B = Berichte, Erzählungen, Lebensbilder

C = Christsein heute

Als Sonderreihen erscheinen Jugendbücher (J),
Werkbücher (W), Glauben und Denken (G+D).

Außerdem gibt es Geschenkbände in besonderer Ausstattung.

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Wuppertal / R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen / Bundes Verlag Witten

Christliches Verlagshaus Stuttgart / Oncken Verlag Wuppertal

Schriftenmissions-Verlag Gladbeck

ABCteam-Bücher kann jede Buchhandlung besorgen.

Umschlag: Harald Wever, Wuppertal

© 1977 by Brunnen Verlag, Gießen

Gesamtherstellung: H. Rathmann, Marburg

ISBN 3 7655 0415 7

INHALT

Über das Altwerden — ein Wort zuvor	5
Das Gespräch	9
Das Zeugnis	16
Der Zug zum Elend	21
Die Bibel	25
Die Theologie	32
Kirche, Gemeinde, Gemeinschaft	41
Innere Mission, freie Werke, Diakonie	48
Die Evangelisation	56
Christen in der Verfolgung	62
Der Weinstock und die Reben	67
Nachwort	77
Stationen meines Lebens	78

Über das Altwerden – ein Wort zuvor

„Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich nahen, da du wirst sagen: ‚Sie gefallen mir nicht.‘“

Prediger 12, 1

Die etwas trübselige Betrachtung des Predigers im Alten Testament liest sich nachdenklicher, wenn im eigenen Leben ähnliche Alterserscheinungen spürbar werden, wie sie im letzten Kapitel des Predigers in geistvollen Rätselbildern geschildert werden. Ich wäre jedoch sehr undankbar, wenn ich meinen Gott nicht auch für die reichen Jahre des Alters rühmen wollte. Fast täglich staune ich über das Wunder, daß ein Menschenleib achtzig Jahre lang seinen Dienst so tut, daß wenig Raum zur Klage bleibt. Aber so wird es nicht bleiben. Es gehört zur Nüchternheit eines Christen, daß er sich ernsthaft darauf vorbereitet, seinen Leib zerbrechen zu lassen, weil sein Dienst beendet ist.

Auch die immer größer werdenden Lücken im Freundeskreis erinnern uns daran, daß wir einem Ziel entgegenwandern. In diesem Leben müssen wir uns damit abfinden, daß die Kraft einmal abnimmt.

Ich erinnere mich noch gut an einen Tag, als ich bei einer körperlichen Arbeit schneller als sonst ermüdete und der Gedanke mich überfiel: Jetzt wird es mit deinen Kräften von Jahr zu Jahr zurückgehen! Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich mich damit abfinden lernte. In diesem Alter fangen die Leute an, uns zu schonen und Rücksicht auf uns zu nehmen. Es wird nicht mehr viel von uns erwartet. Wir sind ja im „Ruhestand“. Sind wir schon überflüssig? Viele von uns Alten quält dieser Gedanke: Ich bin ja zu nichts mehr nütze!

Dazu kommt, daß wir vieles loslassen müssen. Nicht nur geliebte Menschen, auch die gewohnte Arbeit und die Kollegen. Wenn wir dann noch die eigene Wohnung drangeben müssen und ins Altersheim ziehen, fürchten wir, unsere Selbständig-

keit aufgeben zu müssen. Das Altersheim mag noch so freundlich eingerichtet sein — wir haben uns in seine Ordnung zu fügen und zu gehorchen.

Bei vielen nimmt das Gehör ab. Dadurch werden sie noch einsamer und können nicht recht am Gespräch der andern teilnehmen. Wenn es auch manchmal ein Gewinn ist, nicht alles zu hören, so bricht doch manche reich machende Verbindung ab. Und wenn gar noch die Augen müde werden, die lange Jahrzehnte ihren Dienst treu taten, dann heißt es erneut, zu verzichten und loszulassen.

Doch es gibt auch Lebenserfahrungen, die dem Alter besonders vorbehalten sind. Wer sechzig Jahre im Dienst Jesu stand, mußte vielfältige Situationen meistern. Vielfach hat er versagt und manchmal auch töricht gehandelt. Aber ein Jünger Jesu lernt auch aus seinen Niederlagen. Darum versteht er die unruhige Jugend. Meine Urgroßmutter soll immer dann, wenn junge Menschen in Kritik und Besserwissen überschäumten, lächelnd gesagt haben: „Die Grütze kocht wieder mal über!“ Dies Wort hat mir im Umgang mit Jugendlichen, die sich radikal gebärdeten, viel geholfen. „Na, es kocht wieder mal über!“ dachte ich dann und hatte sie dennoch lieb. Nur in einer solchen Haltung finden wir auch als ältere Menschen das Ohr der Jugend.

Wer im Alter zurückschaut, kennt den Gott, von dem Neanders bekanntes Lied singt: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!“ Eine solche Rückschau macht reich. Man hat gelernt, vom Augenblick Abstand zu halten. Was einem jungen Menschen so schwer fällt, das kann ein alter Mensch: Er kann warten! Das ist übrigens das Geheimnis der Ruhe des Alters.

Wir Alten sollten der Dankbarkeit viel Raum geben. Natürlich braucht man dazu nicht erst alt zu werden. Je früher man das Danken lernt um so besser!

Wer danken kann, kann auch beten. Fürs Gebet sollten wir im Alter besonders viel Zeit haben. Jedes Altenstübchen, jedes Altersheim sollte eine Kraftzentrale für jene sein, die noch mit-

ten im Kampf stehen. Auch das macht das Leben reich, wenn wir in stillen Stunden Fürbitte leisten und im Geist durch die Straßen unserer Stadt gehen, an die Krankenbetten und in die Kinderstuben. Unser Blick wird sich weiten: Vor uns stehen die Werke, mit denen uns Dienst und Opfer verbunden hat. Und schließlich gehen wir im Geist um den ganzen Erdball, um die zu besuchen, die an der Front des Reiches Gottes stehen und Jesus den fremden Völkern bezeugen. Bringt dann die Post Briefe vom Missionsfeld, so gibt es neuen Stoff zu Dank und Fürbitte.

Ich erinnere mich noch an einen Besuch in einem Altersheim in Lübeck. Eine dänische Christin lag mit einem Beinleiden auf der Couch. „Tante Nina“, sagte ich, „haben Sie nicht schrecklich viel Langeweile?“ Sie sah mich fast beleidigt an und sagte nur: „Der Vormittag ist mir immer zu kurz für meine Fürbitten.“

Das Alter sollte uns mehr Zeit bringen. Darum weg mit der vielen Zerstreuung! Wir brauchen Sammlung. Nicht jede Fernsehendung müssen wir uns ansehen. Nebenbei bemerkt: Ich bin nicht unglücklich, keinen „Flimmerkasten“ zu haben! Aber die Bibel und das Gesangbuch sollten griffbereit sein.

Ich besuchte einen hohen Beamten im Ruhestand. „Herr Präsident“, redete ich ihn an. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag die aufgeschlagene Bibel in großer, gut lesbarer Schrift. Wir hatten über andere Dinge zu sprechen, aber im Stillen dachte ich: ein reiches Alter!

Warum sollte nicht auch der unerschöpfliche Reichtum unserer Lieder unser Alter bereichern? Dankbar kann ich bekennen, daß ich abends und in schlaflosen Stunden Verse aus unseren Chorälen bete, die dem Ausdruck geben, was das Herz bewegt und die Gedanken auf dem rechten Weg festhalten. Ich bin sicher, daß mir viele zustimmen werden, daß neben der Bibel unser Gesangbuch, das ja zum größten Teil aus der Bibel schöpft, unser Alter bereichern kann.

Drei Bibelworte halte ich in diesem Zusammenhang für wichtig. Das erste ist eine Bitte, die wir uns zu eigen machen

sollten: „Verlaß mich nicht, Gott, im Alter und wenn ich grau werde, daß ich deinen Arm verkündige Kindeskindern und deine Kraft allen, die noch kommen sollen“ (Psalm 71, 18).

Das zweite Wort ist eine Verheißung Gottes, die wir im Glauben festhalten dürfen: „Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun; ich will heben und tragen und erretten“ (Jesaja 46, 4). Das ist wie eine Antwort auf die obige Bitte aus Psalm 71. Welch eine Zusage! Solch ein Wort leuchtet über unseren letzten Lebensjahren hier auf Erden. Verheißungen wecken und stärken den Glauben.

Das dritte Wort ist die Erfüllung der Verheißung: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon. Die gepflanzt sind im Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein“ (Psalm 92, 13—15).

Das sollen wir, ein jeder auf seine Weise, erfahren — nach dem Maß, das Gott in seiner Liebe und Weisheit jedem von uns zumißt.

Zu dem Dank, den ich meinem Herrn für ein langes Leben im Dienst bringe, gehört auch der folgende Rückblick. Er will nicht viele Ereignisse und Führungen meines Lebens erzählen. Das habe ich an anderer Stelle ausführlich getan. Wohl aber möchte ich gewisse Erkenntnisse und Erfahrungen weitergeben, die ich in Kirche und Gemeinschaft, in der Inneren Mission, der Diakonie und Evangelisation machen konnte. Sie bieten viel Stoff für eigenes Beobachten und Überlegen. Ich bitte Gott, daß er alles zur Stärkung seiner Gemeinde gebrauchen wolle!

Das Gespräch

In meinem Elternhaus, dem ich sehr viel verdanke, war es nicht üblich, über religiöse Fragen zu sprechen. Deshalb glaubte ich, daß mir mein Amt als Pfarrer viele Schwierigkeiten bringen werde. Ich kam ja nicht aus einem Pfarrhaus oder aus einer Familie, die sich kirchlich aktiv betätigte. Ich kannte weder die fromme Sprache noch die theologischen Fachausdrücke. So erinnere ich mich noch, wie oft ich ältere Kommilitonen bitten mußte, mir Fremdworte zu übersetzen und zu erklären. Schlimmer war es aber, daß ich auch die Bibel nicht kannte.

Zu Beginn des ersten Weltkriegs fand ich als Student meine erste Arbeit in der Berliner Nachtmission. Gott hatte das gewiß so für mich geplant. Straßenpredigten waren zu des Kaisers Zeiten in Berlin nicht erlaubt. Aber Gespräche konnte man auf der Straße führen. Dafür hatte ich sogar einen Ausweis mit der Unterschrift des Berliner Polizeipräsidenten Traugott von Jagow.

Auf meinen Gängen durch das nächtliche Berlin lernte ich einen neuen Missionsstil, der heutzutage modern ist: den Dialog. Es ist mir zwar nie zweifelhaft gewesen, daß es der Auftrag der Gemeinde Jesu ist, die Botschaft von Jesus Christus weiterzusagen. Ich wollte mit den Menschen nicht in erster Linie diskutieren, sondern ihnen eine gute Nachricht überbringen. Und den meisten brachte ich tatsächlich etwas Neues, denn sie kannten ja das Evangelium nicht.

Aber was hilft die schönste Predigt und ein brennendes Zeugnis vor verschlossenen Ohren! Zuerst mußte der andere für die Botschaft aufgeschlossen werden. Der redengewandte Berliner war dazu ein sehr geeignetes Kampffeld. Leicht hat er mir's nicht gemacht. Oft ging ich geschlagen meinen Weg weiter. Aber immer lernte ich etwas hinzu. Luther sagte bekanntlich, man müsse den Leuten „aufs Maul schauen“, um ihre Sprache zu sprechen. Das gelang mir ohne Schwierigkeit. Meine Gesprächspartner in der Nacht — junge Pflastertreter, Arbeiter, Zeitungsverkäufer, Taxichauffeure, Gasthausange-

stellte — wußten ja gar nicht, daß sie meine Lehrmeister waren. Ich erfuhr schnell, wo sie der Schuh drückt und welche Sorgen sie belasten. Mit ihren Zweifeln hielten sie nicht hinter dem Berg und sagten offen, warum sie nicht an Gott glaubten. Sie plauderten über Ehe, Familie, soziale Kämpfe, Wohnungsnot und anderes. Aus jeder Nacht kam ich reicher heim.

Rückblickend darf ich sagen: Ich lernte die Menschen lieben. Es gab ganz selten eine Nacht, aus der ich unbefriedigt heimkehrte. Meist war mein Herz voll Lob und Dank. Gewiß habe ich nicht nur zugehört, sondern auch zu antworten versucht. Dazu brannte mein Herz auch viel zu sehr in der ersten dankbaren Liebe zu Jesus, als daß ich hätte schweigen können. Ich wollte meine Freude mit andern teilen. Natürlich war mein Zeugnis oft ungeschickt. Aber oft kam mein Wort auch an, sonst hätte mir jener Student auf dem Potsdamer Platz nicht so warm gedankt, sonst wären so manche auf meine Gespräche gar nicht eingegangen. Ich war auch dreist genug, mir Gehör zu verschaffen, nachdem ich lange Zeit zugehört hatte.

Die eineinviertel Jahre „Nachtdienst“ auf Berlins Straßen haben mir eins gezeigt: Gespräche sind nötig! Dabei muß man darauf achten, daß die Christusbotschaft nicht relativiert wird und man zweierlei Wahrheit gelten läßt. Gott hatte es mir zur Gewißheit gemacht: Jesus ist *die* Wahrheit, und ohne ihn kommt niemand zum Vater! Das hielt mich nicht ab, mit Interesse und innerer Bewegung zuzuhören, wo beim andern die Hindernisse lagen. Ob in seinem Intellekt oder den enttäuschenden Erfahrungen mit der Kirche, ihren Pastoren oder überhaupt den Frommen. Ich lernte die Kirche nun durch die Hintertür kennen. Und das war heilsam.

Seitdem ist mir jedes echte Gespräch wichtig. Wie gern machten wir — als ich fünfzehn Jahre später Missionsinspektor der Stadtmission in Berlin war — in unserem CVJM „Freie Jugend“ in Neukölln unsere Diskussionsabende. Andere Jugendgruppen wie Arbeiterjugend, Fichte-Jugend, Sozialistische Kinderfreunde oder Kommunistische Jugend ließen sich von uns einladen. Ohne besondere Vorbereitung kamen

wir ins Gespräch, das temperamentvoll geführt wurde. Jeder kam zu Wort und wurde ernst genommen. Aber die schwachen Stellen des andern wurden scharf anvisiert. Es war ja auch viel Gemeinsames an diesen Berliner Jungen, die sich zum Teil von der Arbeit her kannten.

Kam bei diesen Diskussionen über den Glauben an Christus viel heraus? Um ehrlich zu sein: Sichtbare Frucht gab es wenig. Jeder verharrte zäh auf seinem Standpunkt. Und doch war ein Gewinn dabei: Man lernte sich kennen und wohl auch achten. Meine jungen Männer fühlten sich am Arbeitsplatz nicht so verlassen. Das Zeugnis war gesagt worden, und zwar nicht nur vom Pfarrer, sondern auch von Kumpeln und Genossen.

Wir sollten bei unsern Zeugnissen und Predigten überhaupt nicht schnelle Erfolge und Resultate erwarten. „Ein Ackermann wartet auf die kostbare Frucht der Erde und ist geduldig“, heißt es in Jakobus 5, 7 (vgl. auch Markus 4, 26 ff.). Daran hielt ich mich.

Auch im Besuchsdienst — sei es in der Berliner Stadtmission oder als CVJM-Sekretär in Bielefeld, erst recht als Lübecker Pastor — war mir das Gespräch das Wichtigste. Ich wollte die Menschen kennenlernen und verstehen. Dabei habe ich sie nicht „angepredigt“. Den andern zu Wort kommen lassen ist eine Haltung der Liebe. Wie wäre sonst Seelsorge möglich, ohne das aufmerksame und liebende Zuhören! Aber gewiß gehört das andere hinzu: Sie sollen auch die Antwort des Evangeliums auf ihre Fragen hören.

Hausbesuche und Predigten hängen eng miteinander zusammen. Wer keine Hausbesuche macht, dessen Predigten gehen leicht an den Problemen der Hörer vorbei. Sie sind zwar am Schreibtisch mit viel Fleiß ausgearbeitet und hoffentlich auch eingepägt worden, aber sie hatten kein wirkliches Gegenüber. Der Prediger dachte zu wenig an seine Hörer. Wer seine Leute nicht kennt, kann keine Seelsorge üben und hat es schwer zu predigen. Deshalb habe ich meist ungern im Rundfunk gesprochen, so wichtig dieser Dienst auch ist. Eine Rede in den Äther ist leicht eine Rede in die Luft. Etwas anderes war es,

wenn Predigten oder Konferenzvorträge vom Rundfunk übernommen wurden. Da hatte ich ja vor einer konkreten Gemeinde gestanden.

Der Kantor einer pommerschen Stadtkirche bat mich, im Rahmen eines kirchenmusikalischen Abends in der Kirche zu sprechen. Ich sagte mit Freuden zu, war aber erschrocken, als sich herausstellte, daß die schöne gotische Kirche im Dunkeln bleiben sollte. Ich allein stand auf der Kanzel im „Rampenlicht“. Ich würde so etwas nicht noch einmal tun, weil ich den Menschen, die ich nicht sah, nicht recht predigen konnte. Viele Predigten leiden daran, daß sie Monologe eines Einsamen sind. Der Pastor kann leicht der Einsamste in seiner Gemeinde werden. Das mag seine eigene Schuld sein, aber es gibt auch andere Gründe. Der Predigthörer jedenfalls will angesprochen werden. Er will seine Fragen berührt sehen. Paulus ist uns da ein gutes Vorbild. Er stellt sich an die Stelle seiner Leser und fragt mitten im Brief: „Ist Gott etwa ungerecht?“ oder „Ist Gott nur der Juden Gott?“ oder „Sollen wir in der Sünde beharren, auf daß die Gnade mächtiger werde?“ So läßt der Apostel seine Leser zu Wort kommen. Unsere Predigten werden interessanter, wenn der Hörer merkt: Hier werden meine Fragen behandelt! Der Mann kennt meine Probleme!

Quälend wird es, wenn wir merken: Der andere geht dem Gespräch mit uns aus dem Wege. In jener Arbeitergemeinde waren Tausende, die durch die damalige kirchenfeindliche Propaganda den Pastor wie einen Feind mieden. Bis in den Schlaf hinein verfolgte es mich, daß die Mauer zwischen dem Evangelium Christi und der klassenbewußten Arbeiterschaft immer höher wurde. Beide Teile wußten kaum, was auf der anderen Seite der Mauer geschieht. Wir nahmen uns vor, wenigstens einmal im Jahr eine Begegnung zustande zu bringen. Das gelang einige Jahre hindurch. Einmal gingen wir in das Gewerkschaftshaus zu einem evangelistischen Vortrag. Es ging sehr stürmisch zu! Einige Fanatiker von kommunistischer Seite brachten eine üble Atmosphäre in die Aussprache, worauf sich der Leiter der Jungsozialisten öffentlich bei uns entschuldigte.

Mit ihm wie auch dem Leiter der kommunistischen Jugend hatte ich mehrmals sachliche Gespräche, wenn wir uns etwa auf der Straße trafen.

Ein anderes Mal hatten wir ein Gespräch im Rahmen des „Bundes religiöser Sozialisten“, wo der Ton parlamentarisch und akademisch blieb.

Sehr wertvoll war für mich die Begegnung mit dem Redakteur Dr. Solmitz vom „Lübecker Volksboten“. Er war Berliner, Enkel eines Rabbiners und kam aus der Jugendbewegung. Aus Anlaß einer Pressefehde, die ich mit seinem Kollegen hatte, besuchte er mich. Seiner Aufforderung zu einer öffentlichen Disputation, in der ich ein Referat über „Kirche und Krieg“ halten sollte, wick ich nicht aus. In der Folgezeit hatten wir ein gut nachbarliches Verhältnis. Einmal hatte ich Gelegenheit, ihm zu helfen, als er durch einen politischen Flüchtling aus Ungarn, der seinen Beistand suchte, in Verlegenheit kam. Ich nahm ihm „den Fall“ ab. Daß Dr. Solmitz im Konzentrationslager Neuengamme ein Opfer der Nazis wurde, ist mir bis heute ein tiefer Schmerz.

Alle diese Erfahrungen waren für mich ein Beweis, daß „Gespräche“ sinnvoll sind und Gottes Wohlgefallen haben. Jesus hat auch viele Gespräche geführt. Nicht immer stößt man bis ins Zentrum vor, aber manche Saat führte später auch zur Ernte.

Aus der Seelsorge läßt sich nicht viel erzählen, weil sie verschwiegen bleiben muß. Aber wie freute ich mich, als ein Glied der kommunistischen Jugend, das ich bei einer Jugendevangelisation im Berliner Osten kennengelernt hatte, mich an einem Wochenende in Lübeck besuchte und auch am Gottesdienst teilnahm. Jahre später wurde meine Frau auf seine Bitte hin die Patin seines ältesten Kindes. Und als ich den jungen Mann in der Nazizeit im Gefängnis Tegel besuchte, war seine erste Bitte die um ein Neues Testament.

Schon seit meiner Studentenzeit war es meine Gewohnheit, auch in der Eisenbahn Gespräche zu suchen. Darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Ich erinnere mich, daß der Alt-

reichskanzler D. Dr. Georg Michaelis bei einer Studentenfreizeit lachend sagte: „Merken Sie, daß Brandenburg uns immer von seinen Reiseerlebnissen in der Eisenbahn erzählt?“ Michaelis war Vorsitzender der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) und ein rechter Studentenvater. Das merkte ich besonders, als ich im Wintersemester 1920/21 kurze Zeit Reisesekretär der DCSV war.

Ohne die Gewöhnung und Übung des Gesprächs, wie ich es in der Nachtmission gelernt hatte, wären mir zwei spätere Dienste sehr schwer geworden. Einmal der Besuchsdienst im Zuchthaus, den ich etwa zehn Jahre lang in gewisser Regelmäßigkeit tat. Mit großer Freude sagte ich im Zuchthaus die Botschaft weiter. Auch hier stand ich im Gespräch mit dieser einzigartigen Männergemeinde. Die Predigt war nur eine Einleitung zu den Einzelgesprächen in den Zellen. „Wer darüber, was ich eben in der Predigt sagte, mit mir sprechen möchte, der kann mir am Ausgang der Kapelle seinen Namen und die Zellennummer nennen! Ich werde dort mit einem Notizblock stehen.“ Bald hatte ich etwa dreißig Namen notiert, die im Laufe von zwei bis drei Stunden besucht werden mußten. Über diese Gespräche kann ich nicht ausführlich berichten. Manche waren so unwesentlich, daß ich sie schon aus Zeitmangel abbrach. Aber auffallend viele Gespräche waren ganz zentral. Mit Männern muß man über den Glauben unter vier Augen sprechen.

Natürlich dauerte es auch bei solchen Gesprächen eine Weile, bis wir auf das Wesentliche kamen. Ich bat Gott stets um die Weisheit, im rechten Augenblick die Weiche herumzuwerfen. Das Ende solch eines Gesprächs war für mich meist beglückend: Ich las ein Bibelwort und betete mit meinem Gegenüber. Es kam vor, daß dieser leise Wort für Wort mitsprach. Aus unserem Gespräch war ein Zwiegespräch mit dem unsichtbaren, aber gegenwärtigen Gott geworden.

Es mag seltsam klingen, aber meine schönsten Erinnerungen verbinde ich mit dem Zuchthaus Brandenburg an der Havel, das ich am häufigsten besuchte.

Der zweite Dienst, in dem mir meine Gesprächserfahrung zugute kam, war der an den Kameraden im Soldatenrock in den Jahren 1943—45 und an meinen Mitgefangenen im amerikanischen Gefangenenlager. Ich war nicht mehr so „angriffslustig“ wie einst auf den nächtlichen Straßen Berlins. Inzwischen war ich dreißig Jahre älter geworden. Außerdem war mein Leben und das meiner Angehörigen auf das Furchtbarste bedroht. Da hat man viel mit sich selbst zu tun und braucht Zeit zum Gebet und für den Zuspruch Gottes in seinem Wort. Doch schon sehr bald wurde ich von meinen Kameraden zu Gesprächen genötigt.

In der Nazizeit erwartete manch heimlicher Rebell gegen Hitler mehr vom Vertreter der Kirche als heutzutage. Es waren keine politischen Gespräche im engeren Sinn. Wir verstanden uns darin auch ohne Worte. Aber der Mensch in seiner Bedrängnis sucht den Gesprächspartner in der Hoffnung, daß der andere mehr weiß und Antworten hat, die man selbst nicht findet. Nun, wie oft hatte auch ich keine Antwort! Aber ich hatte die Bibel, die ich nie versteckte.

Ich hatte eigentlich nicht erwartet, auf solch stürmische Fragen zu stoßen. Auch außerhalb der Kaserne suchten mich viele auf, darunter ein Hauptmann aus Berlin, um mit mir zu disputieren. Als ich später abkommandiert wurde, sagte dieser Offizier halb traurig, halb barsch: „Brandenburg, mit wem werde ich nun Krieg führen?“ — worauf ich lächelnd erwiderte: „Nun, Herr Hauptmann, an Feinden besteht ja bei uns kein Mangel.“

Im Gefangenenlager dauerte es länger, bis ich aus der gewissen Apathie erwachte, in die ich durch Frieren und Hungern verfallen war. Aber auch hier begann nicht ich die Gespräche, sondern die anderen. Je älter ich wurde, desto mehr lernte ich warten, was mir in jungen Jahren schwer fiel.

Und jetzt im Alter? Zweimal in der Woche besuche ich die Hahnische Stunde, eine typisch schwäbische Form der Gemeinschaftsstunde. Hier gibt es keinen Prediger, der eine Stunde lang das Wort auslegt. Hier ist ein Tisch, an dem drei bis acht

Brüder sitzen, Männer aller Stände und Berufe, und über das gelesene Wort ein Gespräch führen, dem ein Kreis von dreißig bis vierzig Besuchern zuhört.

Mit Gesprächen begann mein Dienst, und mit Gesprächen neigt er sich nun dem Ende zu. Es war gut, daß jener Pastor im Jahr 1915 mich in die Nachtmission schickte.

Das Zeugnis

Der Sinn der Nachtmission war natürlich nicht eine fromme Unterhaltung. Ein Missionar ist ein Gesandter seines himmlischen Königs, der eine Botschaft auszurichten hat. Das Gespräch war ja nur die Form. Der Inhalt und das Ziel des Gesprächs aber war das Zeugnis von Christus. Man sei nicht überrascht, wenn ich bekenne: Ich habe vieles verkehrt gemacht. Immerhin zeigten mir die ersten Einsätze in der Nachtmission sehr klar, daß ich noch kein Recht hatte, mich „Missionar“ zu nennen. Diese Erfahrung wurde der letzte Anstoß dazu, daß ich den entscheidenden Gehorsamsschritt zu Jesus tat. Um diese Entscheidung kommt niemand herum, den Gott gebrauchen will. Der menschliche Eigenwille muß sich dem Anspruch Christi beugen. Als aber dieser Schritt getan war, hatte mein Leben einen neuen Sinn und Inhalt bekommen: Ein Zeuge Jesu Christi zu sein.

Wie schwer diese Aufgabe war, merkte ich auf den nächtlichen Wegen. Darf ich es Optimismus nennen, was mich bewegte? So mag ein Außenstehender es beurteilt haben. Mich bewegte ein lebendiges Vertrauen, daß Gott meinen Dienst haben will. Es war Gottes Sache, ob er geistliche Frucht daraus entstehen ließ. Meine Sorge war nur die, daß ich gehorsam und vertrauensvoll an seiner Hand blieb. Das gab Kampf

genug. Es war kein Kampf mit denen auf der Straße, sondern ein Kampf mit mir selber. Daß hinter den Kulissen auch der „altböse Feind“ stand, merkte ich je und dann sehr deutlich.

Die äußeren Umstände waren für mich damals sehr günstig. Ich war von meiner baltischen Heimat und von meiner Familie getrennt. So hemmten mich keinerlei Pflichten und Rücksichten auf Angehörige. Ich konnte meine Zeit einteilen, wie ich wollte. Weil ich als „feindlicher Ausländer“ unter Polizeiaufsicht stand, hatte ich auch 1915 noch keine Möglichkeit zum Studium.

Doch die wöchentlich zweimaligen Missionseinsätze in der Nacht genügten mir nicht. Ich suchte noch mehr Gelegenheit zum Zeugnis. Weil ich im Reden noch recht unerfahren war, wurde ich ein eifriger Schriftenmissionar. Ich war glücklich darüber, auf vielfältige Weise das Christuszeugnis weiterzugeben, und war zutiefst überzeugt, daß jedes Blatt den Lebenssamen enthielt, den ich auf den weiten Acker der Großstadt ausstreute. Die nötigen Traktate lieferte mir die Stadtmission umsonst.

Mein Einsatz war ein nicht endender Dank für das, was Berlin mir gebracht hatte. Für mich war es kein „Babel“, sondern ein „Zion“ geworden. Ob ich sonntags früh auf dem Bahnhof von Lankwitz den wartenden Fahrgästen die Sonntagspredigt verteilte oder in den Straßen- und U-Bahnen allen Fahrgästen ein evangelistisches Blatt weitergab — immer war es mit der Bitte zu Gott begleitet: „Laß doch dieses Blatt zünden!“ Seit jener Zeit bin ich ein eifriger Schriftenmissionar — ob als Studentensekretär oder als Pastor in Lübeck.

In Lübeck gaben wir ein eigenes vierzehntägig erscheinendes Blatt heraus — „Das Saatkorn“. Das war zugleich auch der erste bescheidene Versuch, die eigene Feder in den Dienst Jesu zu stellen. Es bereitete mir große Freude. Ich stellte mir die Leser vor Augen und war mit ihnen im Gespräch. Auch hier gab es nur ein Ziel: „Sieh auf Jesus! Vertraue ihm dein Leben an! Sei ihm jeden Tag gehorsam!“

In der Gemeinde gab es viel Gelegenheit zum Zeugnis. Täg-

lich bemühte ich mich, Hausbesuche zu machen. Die Schwerkranken wurden wöchentlich besucht, die Konfirmanden — es waren zuletzt über zweihundert — einmal während der Unterrichtszeit und dann noch einmal nach der Konfirmation. Dazu kamen die vielen Trauungen und Taufen, die meist in den Häusern stattfanden. Es gab damals auch viele Erwerbslose in der Gemeinde, die dabei gern in ihren vier Wänden blieben. Ich ging in ihre Häuser, trank mit ihnen eine Tasse Kaffee, wobei es Gespräche gab, die gezielt in ein Zeugnis ausmünden konnten.

Aber nun die Predigt! Als ich das erste Mal als Student in Berlin predigte, meinte ich noch, jede Predigt müßte ein Zeugnis meines Glaubens sein. Natürlich hieß das nicht, daß ich unvorbereitet predigte und mich auf „Inspiration“ verlassen hätte. Im Gegenteil: Ich schrieb die Predigt auf und lernte sie wortwörtlich auswendig. Das war keine geringe Mühe. Von Freitag an war ich beim Einprägen. Und oft mußten Nachtstunden zu Hilfe genommen werden! Es war eine echte Plage, aber ich bedaure die Mühe jener Jahre nicht, die nach meinem Empfinden ihre Frucht getragen haben. Dennoch fühlte ich mich befreit, als D. Wurster, Professor für Praktische Theologie in Tübingen, mir davon abriet. Ich sollte mir zwar die Sätze in ihrer Reihenfolge merken, aber die Formulierung dem Augenblick überlassen.

Dazu wäre ich kaum fähig gewesen, wenn ich die ersten Predigten nicht auswendig gelernt hätte. Das Auswendiglernen hat meinen Stil wahrscheinlich sehr verbessert. Denn daß man durch Aufschreiben eine reichere Ausdrucksweise bekommt, durch Improvisieren aber der Sprachschatz geringer wird, ist eine bekannte Tatsache.

Professor Wurster verbot uns, irgendeinen Zettel, geschweige denn das Manuskript der Predigt, auf die Kanzel zu nehmen. Offenbar sind seine Nachfolger in Tübingen nicht bei diesem Prinzip geblieben. Im Schwabenland erlebte ich es oft, daß die Predigt auf der Kanzel vorgelesen oder doch eifrig im Manuskript geblättert wurde. Das ist ein großer Nachteil,

weil das geschriebene Konzept auf der Kanzel eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Prediger und der Gemeinde verhindert.

Es war ein berühmter Schwabe, der den Satz prägte: „Eine Rede ist keine Schreibe.“ Lesen kann ich eine Predigt auch zu Hause. Das tue ich immer, wenn ich gehindert bin, zur Kirche zu gehen. Dabei bevorzuge ich Hofacker, Tholuck und vor allem Adolf Schlatter. Wenn ich aber unter der Kanzel sitze, erwarte ich, daß der Prediger die Gemeinde ansieht. Denn die Predigt ist ein Gespräch. Ich danke meinem Korntaler Bruder im Predigtamt, Fritz Grünzweig, daß er mir darin als gutes Beispiel vorangeht. Auf die Kanzel nehme ich nur ein oder zwei Merkzettel mit Stichworten mit. Diese „Brücke“ scheint die Gemeinde überhaupt nicht zu bemerken, wie mir oft versichert wurde.

Daß ich meinem alten Lehrer also nicht ganz treu blieb, lag wohl an meiner großen Beanspruchung durch die Matthägemeinde in Lübeck. Die reiche Vereinstätigkeit und die vielen häuslichen Amtshandlungen brachten es mit sich, daß ich an Sonntagen fünf- bis siebenmal zu sprechen hatte — in Ausnahmefällen noch öfter. Jahresfeste, Beichtansprachen, Kindergottesdienste, eine Anzahl Haustaufen, biblische Ansprachen in den Vereinen — alles häufte sich an diesem Tag. Da war es unmöglich, soviele Ansprachen gleichzeitig im Gedächtnis zu verankern.

So sehr ich auch wünschte, daß meine Predigten lebendige Zeugnisse waren, so merkte ich doch bald, daß eine übermäßige Inanspruchnahme der eigenen Erfahrung zu Oberflächlichkeit verleitet. Da half nur eins: Hinein ins Studium der Bibel! Inzwischen war mir klar geworden, daß eine Predigt mehr als ein Zeugnis des Predigers ist. Paulus schreibt: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, daß er sei der Herr“ (2. Korinther 4, 5). Der Pastor soll nicht seinen Glauben oder seine Erfahrungen verkündigen, sondern Christus. Das heißt: Die Größe und Kraft Jesu, den Reichtum, den uns der Glaube an Christus bringt. Ich merkte immer mehr, daß

das Evangelium mehr ist als mein Glaube. Nun brauchte ich nicht zu fürchten, mich „leerpredigen“ zu müssen. Nach Schlatters Meinung ist der unerschöpfliche Reichtum der Bibel ein Zeichen ihres göttlichen Ursprungs. Wer das weiß, lebt nicht „aus der Konserve“, aus seinen eigenen Erfahrungen. Der Strom des Lebens fließt aus Gottes Wort ohne Aufhören.

Ganz gewiß kann ich nicht behaupten, daß alle meine Predigten „gut“ waren. Manchmal trat ich auf der Stelle. Gott zeigte mir aber mein Versagen und ließ mich wissen, wie es anders werden kann. Es lag ja nicht an Gottes Wort, sondern an mir.

Daß das Wort Gottes mehr ist als unser Glaube, merkte ich an einem sehr konkreten Fall. Als meine Frau erkrankte und in die Heilanstalt mußte, um nie wieder zu mir und meinen vier kleinen Kindern zurückzukehren, habe ich begreiflicherweise oft über menschliches Leiden und göttliches Trösten gepredigt. Eines Tages sagte mir eine Zuhörerin: „Das ist doch schön, daß Sie das so auffassen können.“ Ich verstand sie nicht gleich, bis sie sich näher erklärte. Da war ich doch ziemlich erschrocken, denn die Frau meinte, ich predigte meine Erfahrungen.

Daß ich oft am Boden lag, brauchte ich nicht auf die Kanzel zu bringen. Wohl aber konnte ich sagen: „So spricht der Herr!“ — und nicht etwa: „So spricht euer Pastor!“ Das wäre katastrophal. Gott sei dafür gepriesen, daß wir Prediger nicht unsere Gläubigkeit empfehlen müssen, sondern mit der Gemeinde auf das Wort hören dürfen.

„Gott ist größer als unser Herz“ (1. Johannes 3, 20), dieses Wort gilt auch hier. Sein Offenbarungswort ist größer als unser kleines Leben. Damit soll die Echtheit des eigenen Glaubens nicht in ihrer Wichtigkeit herabgesetzt werden. Wie könnten wir das, wenn Gottes Geist uns zu einem neuen Leben aus Glauben rief! Aber mit der hörenden Gemeinde stellt sich auch der Prediger unter das Wort und läßt es zu sich sprechen.

Der Zug zum Elend

Ich war in einer intakten bürgerlichen Welt aufgewachsen. Unsere Mutter überwachte unseren Umgang und unsere Lektüre. Heute kommt es mir beinahe unwirklich vor, daß es solch eine Welt wie unsere damals überhaupt gegeben hat. Gewiß, die Schule und erst recht die Universität öffneten mir den Blick für Zerrüttungen und Laster. Auch ich hatte meine Pubertätsnöte und Kämpfe wie jeder heranwachsende junge Mensch. Aber erst die Stadtmissionsarbeit, besonders die Nachtmission, öffneten mir die Augen für die Abgründe, in die viele Menschen durch eigene oder fremde Schuld versinken.

Das bewirkte bei mir aber keinen Schock, denn inzwischen hatte Jesus mir den Blick für die Abgründe des eigenen Herzens geschärft. Die sittliche Entrüstung eines Moralisten erkannte ich jetzt als Scheinheiligkeit. Sünde ist Sünde. Wir alle sind Sünder. Und darum brauchen wir alle den Sünderheiland. Das hatte ich nun erfaßt. Meine bürgerliche Moral war dahin. Der Glaube an die Gnade Gottes machte mir gewiß, daß Gottes Gnade nicht nur mir, sondern jedem galt, dem ich begenete. Das schuf ein ganz neues Verhältnis zum Menschen. Selbst für den „Unappetitlichsten“, der mir in der Nacht auf der Straße begegnete, galt: Jesus ist auch für dich gestorben! Das ergibt eine brüderliche Gesinnung. Auch dem Gesunkenen bin ich die Barmherzigkeit schuldig, die mir selbst zuteil wurde. „Ich suche meine Brüder“ — dieses Wort Josephs galt in übertragener Bedeutung auch für mich.

Laster, Elend und Armut in jeder Form weckt die Barmherzigkeit und läßt sie wachsen. Daß die Gottesferne die Wurzel aller Sünde ist, meinte ich zu wissen. Und ich war glücklich, daß ich letztlich keiner Not gegenüber ratlos war, auch wenn mir äußerlich wenig Hilfsmittel zur Verfügung standen. Wahrscheinlich war ich ärmer als der Prolet, mit dem ich sprach. Kam ich auf der Straße mit klassenbewußten Marxisten ins Gespräch, so half mir das Wissen: Ich brauche nicht erst auf neue Wirtschaftssysteme und die Veränderung der Ge-

sellschaft zu warten. Jesu Hilfe ist unabhängig davon. Wie das System auch aussehen mag: Der Mensch ist der gleiche zu allen Zeiten und in jeder Lage.

Das mag alles sehr naiv klingen und manch einer wird protestieren. Doch im Grunde ist meine Meinung bis heute die gleiche geblieben.

Die Liebe sucht das Elend in jeder Form. In jenen dreieinviertel Jahren in der Stadtmission Berlins erkannte ich das erst oberflächlich. Aber immerhin hatte ich im Osten Berlins, wo der Krieg und die Hungerblockade der Engländer die ersten tiefen Wunden schlug, eine wachsende Jungschararbeit. Und da ich keinen Jungen von der Straße in unsere Stunden einlud, ehe ich nicht mit seinen Eltern gesprochen hatte — meist traf ich nur die Mutter an — bekam ich bald tiefere Einblicke. Auch die Hofmission, bei der wir mit einem Chor junger Mädchen am Sonntag in den Höfen der Mietskasernen sangen und ich die Wochenpredigten von Wohnung zu Wohnung trug, gab mir Einblicke in sonnenlose Wohnungen, die der Maler Zille anklagend zeichnete. An diesen war das alte Berlin leider reich.

An einem Teeabend des „Bundes christlicher Polizeibeamten“, zu dem ich geladen war, hielt der alte General von der Marwitz eine Andacht über den Text aus 2. Mose 1: „Er sah ihre Not.“ Er lobte Mose, daß er Augen hatte für die Not anderer. Das Wort dieses alten Kämpfers ging mir nach, auch als ich anschließend an meine Zeit in Berlin zum Studium der Theologie nach Bethel bei Bielefeld kam. Da die Theologische Schule wegen eines besonderen Erlasses („Hilfsdienstgesetz“) bald ihre Tore schloß, arbeitete ich einige Monate „mit der blauen Schürze“, wie man diesen Dienst nannte. Wieder sah ich sehr viel Elend, vor dem mir anfangs angst und bange wurde. Aber ich erlebte zu meiner Freude, daß alles Leid, Krankheit und Schwäche, seine Bitterkeit verliert, sobald wir versuchen, die Liebe Christi wie einen Regen auf dürres Land zu lenken. Gerade Bethel wurde mir — auch durch einen späteren Dienst an der Theologischen Schule — zu einem Ort

tiefer Freude. Der Umgang mit den Kranken war eine große Bereicherung. Was der Gesunde oft nur denkt, spricht der Kranke offen aus. Es war beglückend für mich, daß beinahe alle meine Kinder zeitweise in Bethel studierten oder arbeiteten. Unsere Tochter fand dort eine befriedigende Lebensaufgabe und hat auch in zwei kleinen Heften die Freude des Dienstes an Kranken geschildert.

In der alten Hanse- und Hafenstadt Lübeck wurde ich einige Jahre später mit der Not und dem Elend der Alkoholgebundenen konfrontiert. Nur mit großem Widerstreben ging ich an diese Arbeit, da ich in ihr keinerlei Erfahrung hatte. Ich glaubte damals, weder Kraft noch Zeit für die Blaukreuzarbeit zu haben. Der Gemeindedienst forderte mich schon bis zum Letzten. Aber wie dankbar war ich später gerade für diese Arbeit! Sie wurde nur möglich, weil viele mithalfen. Aus dem Diakonissenhaus Salem erhielten wir eine tüchtige Schwester für diese Arbeit.

Eine Gemeinde kann nicht besser gefördert werden, als durch gemeinsamen Dienst! Wo eine Gemeinde die Predigt nur anhört, ohne aktiv zu werden, kann wohl kaum von lebendiger Gemeinde gesprochen werden. Es ist eine offene Frage an unsre Kirche, ob sie gemeindebildend ist, ob die Gemeinde sich als lebendige Bruderschaft im Dienst versteht. Hierin bin ich meinem Lehrer Adolf Schlatter zu viel Dank verpflichtet, weil er immer wieder vom Dienst des Christen und der Kirche sprach. Schlatter war darum auch ein warmer Freund Bethels, weil Bethel ihm als Dienstgemeinde vorbildlich erschien. Aus Anlaß seines 75. Geburtstags wurde ich aufgefordert, mich an einem Sammelband zu beteiligen, der ihm gewidmet war. Das Thema stand für mich sofort fest: „Vom Dienst der Gemeinde“. Durch die plötzliche Erkrankung meiner ersten Frau kam ich nicht dazu, meinen Beitrag termingerecht abzuliefern. Deshalb erschien das Heft später separat. Es war meine erste Veröffentlichung. Die Arbeit entstand durch einen Vortrag, den ich vor Pastoren hielt. Es war keine blasse Theorie, son-

dern die praktische Erfahrung aus unserer Matthäigemeinde, die ich schilderte.

Hier wurde nicht nur den Alkoholikern nachgegangen, es entstand auch auf Anregung eines Frauenkreises ein zielbewußter Kampf gegen die Prostitution und ein Versuch der Hilfe für ihre Opfer. Die Arbeit blieb nicht ohne Erfolg. Wir gaben in Vorträgen wichtige Informationen weiter, die in der Öffentlichkeit stark beachtet wurden. Als sichtbare Frucht dieser Arbeit entstand ein Mädchenheim. Es sollte ein „Haus der offenen Tür“ sein für jedes Mädchen, das Hilfe brauchte. Diese Form der halboffenen Fürsorge hat sich sehr bewährt. Außer einem kleinen Darlehen der staatlichen Versicherungsanstalt, das in wenigen Jahren zurückgezahlt wurde, haben wir keinen Pfennig vom Staat oder von der Kirche für dieses Heim erbeten oder erhalten. Das war nur möglich, weil eine glaubende und betende Gemeinde dahinter stand, deren Glieder größtenteils zu den Minderbemittelten gerechnet werden mußten. Wenn ich an die Finanzierung von Einrichtungen der Inneren Mission heutzutage denke, erkenne ich mit Schmerz, daß diese Kraft und Leistungsfähigkeit einer lebendigen Christengemeinde noch nicht entdeckt zu sein scheint. Allerdings waren wir damals sehr bescheiden im Hinblick auf alle äußeren Einrichtungen.

Mir ist nach diesen Erfahrungen der persönliche Einsatz viel wichtiger geworden als viele Beschlüsse großer Versammlungen und demonstrative Kundgebungen. Das Unterschreiben von Eingaben oder das Bravoschreien in überfüllten Sälen kostet den einzelnen nichts. Der persönliche Einsatz aber für den Bruder braucht Liebe. Dieser Einsatz der Liebe kann nicht auf andere übertragen werden.

Die Bibel

Da ich in der Nachtmission eine große Tasche an einem Riemen um die Schulter und eine Schirmmütze mit der Aufschrift „Stadtmission“ trug, wurde ich öfters mit einem Zeitungsverkäufer verwechselt. Das machte mir viel Spaß. „Heda, ein Achtuhr-Abendblatt“, rief es hinter mir her. „Damit kann ich leider nicht dienen! Aber ich habe trotzdem etwas für Sie!“ Der verdutzte Passant hatte dann bald den „Sonntagsfreund“ oder das Blatt „Kraft und Licht“ in den Händen.

Zum Anknüpfen von Gesprächen hatte ich kurze Flugblätter, die ich den mir entgegenkommenden Nachtwandlern in die Hand drückte. Aber diese waren nicht mein einziges Missionsfeld. Taxichauffeure, Zeitungsfrauen, Polizeibeamte, Kellner oder Portiers der Nachtcafés — alle wurden von mir angesprochen und nahmen den angebotenen Lesestoff fast immer bereitwillig an. Immer hatte ich auch ein paar Neue Testamente in meiner Tasche — für alle Fälle! Es kam eben doch vor, daß manch nächtliches Gespräch auf sehr wesentliche Dinge des Glaubens kam. Dann schloß ich ein solches Gespräch meist mit der Übergabe eines Neuen Testamentes und mit ein paar Ratschlägen, wie es gelesen werden sollte. Oft erntete ich einen warmen Dank und einen festen Händedruck und zog fröhlich weiter. Ich hatte dann den Eindruck, ein entscheidendes Ziel erreicht zu haben, wenn einer nach Gottes Wort griff. So ist es bis heute geblieben. Wenn man mich fragt, was ich mit meinen Evangelisationen erreichen will, lautet meine Antwort stets: Daß sich das Ohr für Gottes Wort öffne! Dies mag manchem Evangelisten als ein zu bescheidenes Ziel erscheinen. Gewiß kam es dann und wann zu einer Entscheidung für Jesus und damit zu einer echten Bekehrung, soweit das Auge des Seelsorgers es beurteilen kann. Meist hatte dann aber schon ein anderer gesät, und ich durfte nun ernten. Aber auch eine solche Hinwendung zu Christus bleibt nur dann fest, wenn sie auf das Wort Gottes gegründet ist, wenn ein Verlangen nach diesem Wort erwacht und dieses Verlangen mit dem Wort gestillt

wird. Ich bin daher immer ein wenig skeptisch, wenn ich die Zahlen der Bekehrungen nach evangelistischen Veranstaltungen höre. Was echt war, stellt sich oft erst nach Jahren heraus.

In unserer großen Lübecker Matthäigemeinde hatten wir fast alljährlich eine Evangelisationswoche. Viele bekannte Evangelisten sprachen vor einer großen Hörerschaft. Aber wie schnell verlief sich die Menge, wenn der Dienst des fremden Gastes vorbei war! Dennoch wüßte ich auch heute noch viele Namen zu nennen, die in solchen Wochen für ihr Leben den entscheidenden Anstoß bekamen. Das waren allerdings fast ausschließlich jene, die der Einladung zum regelmäßigen Besuch der Wochenbibelstunde folgten. Diese blieben unter dem Wort.

Lukas schreibt im Eingang seines Evangeliums: „Auf daß du erfahrest den sicheren Grund der Lehre, in welcher du unterrichtet bist . . .“ (Lukas 1, 4). Theophilus war zum Glauben an Jesus gekommen und hatte sich taufen lassen. Damit aber sein Glaube ein festes Fundament habe, erhielt er den Bericht, den Lukas über Jesu Worte und Taten, sein Sterben und Aufstehen unter Gottes Leitung zusammengestellt hatte.

Die Kenntnis der Bibel und die Erfahrung ihrer Kraft war von Anfang an eines der Ziele des Pietismus — sowohl zur Zeit Speners und Franckes wie auch nach der napoleonischen Notzeit. Zu Unrecht wird jener Erweckungsbewegung von ihren Kritikern Subjektivismus vorgeworfen. Wenn solches Urteil stimmte, dann hätten jene viel verkannten Pietisten nicht so eifrige Forscher der Bibel werden können. Wo anders sollen unsre Gemeinden denn die Erkenntnis Jesu und des Willens Gottes erfahren, wenn nicht in der Bibel? Die Sonntagspredigt in ihrer Kürze ist ja nur ein bescheidenes Angebot für solche, in denen das Verlangen nach mehr geweckt werden soll. Wir kennen das aus unseren Warenhäusern, wo wir eine kleine Probe zum Schmecken bekommen, in der Hoffnung, daß wir von der köstlichen Speise mehr mitnehmen. Nicht die Orthodoxie mit all ihrem löblichen Eifern, sondern der Pietismus hat erfolgreich nach Wegen gesucht, die Bibel in die Hände aller zu legen. Das ist aus der Kirchengeschichte eindeutig zu belegen. So ist

es auch heute. Man denke etwa an die weltweite Arbeit der Wycliff-Bibelübersetzer! Als ich an die Matthäigemeinde in Lübeck kam, merkte ich bald einen Mangel an Bibeln. Deshalb stellte ich vor der Gemeindebibelstunde einen Tisch mit handlichen Bibeln auf und erlebte eine große Nachfrage.

Neben der Sonntagspredigt wurde die Wochenbibelstunde die wichtigste Veranstaltung. Sie war insofern ein Gottesdienst in der Woche, als sie in Ermangelung eines anderen Raumes in der Kirche abgehalten wurde. Es gab Zeiten, in der die Zahl ihrer Teilnehmer die der Besucher des Sonntagsgottesdienstes überstieg. Bis zu dreihundert Besucher waren dann in der Kirche. Ein wesentlicher Grund für dieses Interesse lag wohl darin, daß hier fortlaufend einzelne Bücher der Bibel durchgenommen wurden. Viele hatten das Verlangen nach einer Einführung in die Bibel und nach Einübung ins Bibellesen. In der Gegenwart zeigt sich dieses Interesse daran, daß die angebotenen Kurzbibelschulen, die an vielen Orten stattfinden, sehr gut besucht werden. Eine evangelische Kirche ohne bibellesende Gemeindeglieder verliert ihre Kraft und Bedeutung. Es ist auch sinnvoll, sonntags in den Predigten fortlaufend einen Bibelteil als Predigttext zugrunde zu legen.

Viel später las ich, daß Philipp Jacob Spener kein Freund der sogenannten Perikopen war, das heißt der vorgeschriebenen Bibelabschnitte für die einzelnen Sonntage. Auf diese Weise lerne die Gemeinde ihre Bibel nicht recht kennen, meinte Spener, und würde nicht in die Bibel als Ganzes eingeführt. Weil der Perikopenzwang in früherer Zeit streng gehandhabt wurde, hat Spener in den üblichen Wochengottesdiensten die „lectio continua“, die fortlaufende Bibellese, eingeführt.

Ich war — ohne mir dieses Erbes bewußt zu sein — in die Nachfolge des Vaters des Pietismus geraten. Später habe ich bei meinem Freund Hans Dannenbaum, dem langjährigen Leiter der Berliner Stadtmission, das gleiche erlebt. Jahrelang predigte er über Teile der Bibel, las am Altar ein ganzes Kapitel vor und predigte über ein prägnantes Wort aus dem gleichen Kapitel. Der für Berliner Verhältnisse überaus starke

Besuch seiner Gottesdienste hing nicht nur mit der vollmächtigen und zentralen Predigt Dannenbaums zusammen, sondern auch damit, daß seine Predigt ein Stück Bibelseminar darstellte. Viele wollten nicht gern ein Kapitel auslassen, und der Wunsch, die Bibel im Zusammenhang kennenzulernen, ist eben groß.

Weithin wird die Bibel nur als eine Spruchsammlung angesehen. Viele Pastoren predigen zu oft thematisch. Das heißt, sie wollen einen Gedanken, der sie beschäftigt, in der Predigt aussprechen und suchen dazu ein passendes Textwort. In Ausnahmefällen mag dazu ein Recht bestehen. Unsere Kirche aber hat es weithin versäumt, den Gemeinden die Bibel dadurch liebzumachen, daß man sie konsequent auslegt. Man empfiehlt wohl das Bibellesen, lehrt es aber nicht. Auch Bibellesen muß geübt werden.

Ich erinnere mich noch gern an die Bibelstunden im Zucht- haus Brandenburg-Görden. Etwa dreißig Männer — später sogar bis sechzig — fanden sich aus freien Stücken ein. Wir saßen im Kreis, und da ich reichlich Bibeln in die Anstalt mitbrachte, konnte jeder seine Bibel vor sich haben. Nach dem Vorlesen eines Textes, zum Beispiel des 23. Psalmes, fragte ich: „Wozu lesen wir denn so etwas? Was haben wir davon, wenn wir es allein in unserer Zelle tun?“ Es gab dann lebhaftere Gespräche, worauf meine Brüder im Zuchthaus ja auch aus waren. Aber es gab auch erstaunlich praktische Antworten. Die Bibelkenntnis wuchs, die Freude an der Bibel erwachte.

Ich denke an jenen Mann, der sich an den nicht leichten Galaterbrief machte, ihn tüchtig durcharbeitete und schließlich seinen Inhalt und das Ziel des Apostels verstand. Dieser frühere kokainsüchtige Postbeamte, der eine furchtbare Bluttat begangen hatte, lernte hier über der Bibel beten und glauben. Das ist nur ein Beispiel für viele, denen die Bibel zur Kraftquelle wurde.

Unsere evangelische Kirche ist entstanden durch die Neuentdeckung der Bibel und ihrer Botschaft durch die Reformatoren. Trennt sie sich von der Bibel, so hat sie ihr Fundament

und ihre Lebensquelle verloren. In welcher peinlicher Verlegenheit befindet sich manch ein Pastor, der ohne Ohr für Gottes Stimme eine evangelische Predigt halten soll! Es ist doch sehr verständlich, wenn er ins politische Gebiet, in soziale oder psychologische Fragen ausweicht. Aber die gleiche Not liegt auch da vor, wo sich Gemeindeglieder „evangelisch“ nennen und nie eine Bibel aufschlagen und darum auch den Kontakt mit dem Wort nicht finden. Es ist begreiflich, daß solche, die diese Lücke spüren, die katholische Kirche bevorzugen und zu ihr zurückkehren, weil sie dort wenigstens einen gewissen Beistand zu religiöser Haltung im weitesten Sinn finden. Doch auf diesem Weg wird niemand zu einem mündigen Glauben finden, sondern unter der Vormundschaft des Priesters bleiben.

Ich selbst habe der Bibel und der Beschäftigung mit ihr Unermessliches zu danken. Das gilt wohl für jeden, der evangelisch glaubt. Ich habe der Erfahrung der glaubenden Gemeinde nichts Wesentliches hinzuzufügen. Missionsinspektor Hugo Flemming von der Berliner Stadtmission bin ich über seinen Tod hinaus dankbar, daß er mich nicht an seine Person, sondern an die Bibel band, auf die er mich nachdrücklich hinwies.

Auf eines möchte ich in diesem Zusammenhang noch hinweisen: Das Lesen der Bibel — auch wenn es noch so regelmäßig und treu geschieht — ist noch nicht das Entscheidende. Es mußte bei mir noch etwas hinzukommen. Ich möchte es zum Unterschied der Inspiration der Schreiber der Bibel die Inspiration des Lesenden nennen. Manche Stunde über der Bibel blieb trocken und leblos, und manch ein Blick in dieses erstaunliche Buch schenkte momentan einen großen Gewinn. Der Geber des Wortes wußte selbst die Tür aufzutun.

Über dieses Wirken Gottes können wir wohl nachdenken, wir können es aber nie in verbindliche „Lehren“ zusammenfassen. Gott ist größer als unsere beste Dogmatik. Deshalb habe ich auch, je älter ich wurde, auf eine Lehre über die Inspiration der Bibel verzichtet. Wenn diese auch noch so „entschieden“ war, sie reichte mir bei weitem nicht aus. Bei dem starken Einfluß angelsächsischen Christentums auf unsere heutigen Er-

weckungskreise ist es fast zur Gewohnheit geworden, daß ein „evangelikales Glaubenswerk“ versichert: „Wir stehen auf dem Boden der völligen Inspiration der Bibel.“ Das mag sehr gut gemeint sein. Und doch verhindert solch ein Bekenntnis nicht, daß man sehr „unbiblisch“ handeln kann. Rechthaberei, Kritiksucht, Herrschsucht und andere Peinlichkeiten laufen dabei mit. Ein Lehrsatz als Aushängeschild reicht eben noch nicht aus, daß Gottes Geist uns nun wirklich regiert. Es ist wie bei dem Schlußsatz des Paulus im siebten Kapitel des Römerbriefs: „So diene ich nun mit dem Verstand dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleisch dem Gesetz der Sünde.“ Theoretisch ist alles sehr entschieden, aber in der Praxis hapert es. Einem guten Freund habe ich einmal gesagt: „Die Bibel ist für mich von A bis Z Gottes Wort, also inspiriert. Aber ob deine Inspirationslehre auch inspiriert ist, ist mir nicht so gewiß!“

Man muß es immer neu wiederholen: Die Aussage über eine Sache ist etwas anderes als diese Sache selbst. Erst recht, wenn es um eine Tat Gottes geht.

Weil in der Heiligen Schrift eine für uns unvorstellbar große Gabe Gottes vorliegt, ist die Verachtung der Bibel eine große Schuld. Ich meine jetzt nicht jene Verächter der Bibel, die sie gar nicht kennen und ihre Wahrheit nicht an sich erfuhren. Auf sie kann man das Wort Jesu anwenden: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Ich spreche hier vielmehr uns glaubende Christen an. Wir wissen, daß wir durch das Wort Gottes berufen sind und daß dieses Wort voll göttlicher Schöpferkraft ist. Wir wissen auch, daß wir Jesus nur über die Heilige Schrift kennenlernen können. Nur die Bibel berichtet uns von Jesu Heilstaten und bringt uns Gottes lebendiges Wort. Dennoch schätzen und achten wir es nicht hoch genug!

Aus diesem Grund bin ich kein Freund von Bibelumschreibungen, wie sie in guter Absicht angeboten werden. Wenn ich meine Bibel aufschlage, muß ich wissen: Hier redet Gott! — und nicht ein Ausleger, möge er noch so vortrefflich sein Werk tun.

Ich weiß, daß die Bibel für den Anfänger schwer verständ-

lich ist. Aber er soll sich über dem Wort mühen. Die Bibel ist kein „Kinderbrei“ und ist halt auch keine Zeitung: Ich kenne die Gründe meiner Gegner. Dennoch kann ich meine Einsicht nicht verschweigen. Es wirkt auf mich peinlich, wenn bereits beim Vorlesen des Predigttextes Erklärungen eingefügt werden. Laßt Gottes Wort unvermischt! In der Predigt ist ja noch genug Raum zu näheren Erklärungen. Nicht menschliche Gedanken über das Bibelwort, sondern dieses selbst ist unser Lebensbrot und die Quelle unserer Freude.

Wie reich man bei der intensiven Arbeit mit der Bibel beschenkt wird, erfuhr ich ganz neu in den Jahren 1960—1970. Der Brunnen-Verlag in Gießen forderte mich auf, acht Bände zur Auslegung alttestamentlicher Bücher zu schreiben. Mein väterlicher Freund Jakob Kroeker hatte dieses Werk unter dem Titel „Das lebendige Wort“ begonnen. Er konnte es leider nicht zu Ende führen, weil der Nationalsozialismus ihn daran hinderte und er schon bald nach dem Krieg heimging. Der Verlag bat mich, sein Werk zu ergänzen. So entstanden im Lauf jener Jahre die Auslegungen zum zweiten Teil des Jesajabuches (Kapitel 40—66), zu den Kleinen Propheten Joel, Obadja, Jona, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja und Maleachi, zu den Büchern Esra und Nehemia, Hiob, Psalter, Sprüche, Prediger und Hohelied Salomos. Vorher hatte ich für die Wuppertaler Studienbibel im R. Brockhaus-Verlag mit der Auslegung des Galaterbriefes einen kleinen Beitrag geliefert. Mit tiefem Dank denke ich an die Jahre zurück, in denen ich Tag für Tag über diesen interessanten Büchern arbeitete und mir Mühe gab, sie alle nach meinem Verständnis zu übersetzen und auszulegen — natürlich unter Zuhilfenahme aller mir zugänglichen Hilfsmittel.

Die Theologie

Als ich mich als Schüler zum Theologiestudium entschloß, folgte ich keiner Tradition meiner Familie. Ich weiß von keinem Pastor unter meinen Vorfahren. Mein Urgroßvater war ein pommerscher Schäfermeister und mag ein guter Hirte (lateinisch „pastor bonus“) gewesen sein! Aber das war kein geistliches Erbe.

Über die Glaubenshaltung meiner Vorfahren weiß ich nichts. Meine Mutter hat allerdings schon früh den Wunsch gehegt, ich sollte Pastor werden. In meinen Entwicklungsjahren wies ich diese Pläne weit von mir. Aber unter einer Predigt erlebte ich als Fünfzehnjähriger eine deutliche Berufung zum Dienst Gottes. Seitdem war ich meines Weges gewiß. Allerdings erwartete ich von der akademischen Theologie zuviel. Da meine Bibelkenntnis gleich null war und auch mein einigermaßen intakter Kinderglaube sich als völlig unzureichend entpuppte, hoffte ich, das Theologiestudium würde diese empfundene Lücke ausfüllen. Doch das war ein Trugschluß. Langsam keimte in mir das Wissen, daß Gehorsam mehr ist als intellektuelle Erkenntnis. Es mußte zuerst zu einer Entscheidung kommen, die eine volle Hingabe meines Lebens an Jesus und seine Herrschaft einschloß. Erst nachdem diese Entscheidung getroffen war, hat das theologische Studium, das ich bis heute noch nicht vollendete, eine positive Bedeutung für mich bekommen.

Hätte ich das ganze Theologiestudium in Dorpat absolviert, wäre gewiß Professor Traugott Hahn (gest. 1918) mir ein Seelsorger zum Glauben geworden. Aber da der Erste Weltkrieg mich nach zwei sehr flüchtigen Semestern von meiner baltischen Heimat trennte, änderte sich auch mein innerer Weg. Den wichtigsten Dienst tat mir die Berliner Stadtmission. Hier ließ mir Gott das Licht persönlichen Glaubens aufgehen und schenkte mir durch seinen Geist eine Selbständigkeit, die auch dem akademischen Lehrer gegenüber kritisch sein konnte. Ich wußte nun, daß Jesus die Wahrheit ist und mißtraute jedem,

der diese Wahrheit leugnete, und wenn es ein noch so berühmter Theologe war.

An der Theologischen Schule in Bethel fing ich langsam an zu begreifen, daß es eine Theologie der göttlichen Offenbarung gibt. Nicht die Theologie führt zur Offenbarung, sondern die Offenbarung führt zur Theologie. Es gibt keinen Glauben ohne Theologie. Auch wer nicht die Wege akademischer Universitätstheologie beschreitet, kann nicht glauben, ohne sich über seinen Glauben Rechenschaft zu geben — auch wenn der Glaube noch so schlicht und einfältig wäre. Es gibt auch eine Lientheologie.

Seit über fünfundzwanzig Jahren lebe ich im gesegneten Schwabenland. Man braucht nicht einmal die Hahnischen Stunden zu besuchen — was ich seit Jahren mit großem Dank tue! —, um zu merken, wie der Schwabe in seinem Glauben das Bedürfnis wachsender Erkenntnis und gläubigen Wissens hat. Das gilt nicht nur für die Liebhaber der Theosophie Oetingers und Michael Hahns! Doch nicht nur in Württemberg, sondern auch in Berlin, Bielefeld, Lübeck und auf meinen vielen Reisen kreuz und quer durch Deutschland habe ich durch viele Gespräche mit Glaubenden großen Gewinn für meine Theologie gebucht.

Dennoch bin ich meinen Eltern von Herzen dankbar, daß ich Theologie studieren durfte. Mein Studium blieb eigentlich unvollendet, weil durch den Krieg mein Vater sein Vermögen verlor. Darum bin ich bis in mein Alter ein Student der Theologie geblieben. (Daß ich die üblichen Examina absolvierte, spielt hier keine entscheidende Rolle). Wer einmal erkannt hat, daß auch das Denken eine Funktion und Aufgabe des Glaubens ist, kann mit dieser Arbeit nie aufhören, solange seine geistigen Kräfte irgend ausreichen. Wie wir der Heiligung nachzulaufen haben (Hebräer 12, 14), so haben wir auch um Christi willen in der Erkenntnis zu wachsen. Daß in Jesus alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen liegen (Kolossener 2, 3) und Christus uns auch zur Weisheit gemacht ist (1. Korinther 1, 30), macht uns nicht träge, sondern spornt uns

zu dauerndem Fleiß an. So wurde die Theologie für mich zum Gottesdienst.

Das danke ich vor allem meinem theologischen Lehrer Adolf Schlatter, der uns unermüdlich auf diesen Weg zu führen suchte. Wofür habe ich ihm besonders zu danken? Für das aufmerksame Auge und Ohr den Aussagen der Bibel gegenüber, in der die Offenbarung des verborgenen Gottes für den Glauben sichtbar wird. Aber auch für das Bewußtsein, daß Gott sein Wort nicht als unfehlbares Lehrgesetz der Menschheit gab, das man sich ohne Glaubenshaltung aneignen könnte. Gott gab sein Wort in die Geschichte hinein. Das heißt aber — wie es auch von Jesus ausgesagt ist —: „Das Wort ward Fleisch.“ Man kann natürlich bei der „Fleischesseite“ stehenbleiben wie viele Theologen unserer Zeit. Diese sagen etwa: Die Bibel ist kein anderes Buch als alle anderen Bücher. So bleibt die Bibel verschlossen.

Man kann aber auch ihre „Fleischesseite“ völlig übersehen und macht dann aus der Bibel ein Wunderbuch, dem man blind glauben muß. So machte es im Grunde die alte Orthodoxie, aber auch weithin der moderne angelsächsische Fundamentalismus, dem weite Kreise unserer deutschen „Evangelikalen“ verfallen sind.

Ludwig Thimme, ein Theologe der Gemeinschaftsbewegung im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, der uns auch eine gute Übersetzung des Neuen Testaments schuf, nannte diese Haltung: Die Bibelkritik von rechts. Man nimmt die Bibel dann nicht als ein in der Geschichte entstandenes und aus der Geschichte zu verstehendes Buch, sondern ändert ihren Befund durch oft willkürliche Harmonisierung. Man merkt nicht, daß auch hier ein Ungehorsam gegen Gottes Wirken vorliegt und meint noch, man sei besonders „bibeltreu“. Dabei hat man die Bibel zu einem Rezeptbuch degradiert, ähnlich dem Koran.

Aber so einfach macht es uns Gott nicht. Wir sollten seiner Führung und seinem Weg gehorsam sein. Er schenkte uns sein Wort in zwei Sprachen, die heute nicht mehr gesprochen werden. Wir alle kennen verschiedene Übersetzungen, die hie und da voneinander abweichen. Welche ist denn nun richtig? Außerdem

weiß jeder, der sich je mit dieser Frage beschäftigte, daß wir zahllose Lesarten (Varianten) durch viele voneinander abweichende Bibelhandschriften haben. Gewiß, diese Abweichungen ändern nirgendwo die Aussagen über Christus oder unsern Heilsweg. Aber immerhin zeigt dieser Befund, daß Gott uns nicht zu Buchstabenkrämern machen will.

Schlatter hatte eine tiefe Ehrfurcht vor dem Wort Gottes, der Bibel. Er hatte aber auch Ehrfurcht vor Gott, der die Geschichte seines Volkes und auch die Geschichte der Urkunde der Offenbarung lenkt. Der gleiche Professor, der uns zur wissenschaftlichen Arbeit an der Bibel anhielt, lehrte uns auch die Bibel so zu lesen, daß sie Glauben weckt und stärkt. Seine Bibelstunden im Haus der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung in Tübingen wurden von Hunderten von Studenten verschiedener Fakultäten besucht.

Schlatter befreite uns von der Vormundschaft der Philosophie. Aber er war auch kein Freund eines Systems der Glaubenslehre. Er schrieb zwar selbst ein Buch „Das christliche Dogma“. Der etwas unglückliche Titel mag manchem den Mut genommen haben, es zu lesen. Manch einer fürchtet sich vor Dogmen! Auf Fragen, welches Buch meinem Glauben am förderlichsten wurde, nannte ich nächst der Bibel und Johann Arndts „Bücher vom wahren Christentum“ stets Schlatters „Christliches Dogma“ als die Bücher, denen ich für mein geistliches Leben am meisten verdanke. Beim ersten Lesen von Schlatters Buch habe ich noch nicht alles verstanden. Aber ich habe später immer wieder nach diesem Buch gegriffen.

Ich gebe offen zu, daß ich kein Systematiker bin. Auch die Beschäftigung mit der Philosophie, der ich nicht aus dem Weg gegangen bin, schien mir mehr eine geistige Turnübung zu sein, wie die fünfzehn bis zwanzig Kniebeugen, die ich morgens beim Aufstehen mache. Es ist eine gesunde Übung, aber man bleibt auf der Stelle.

Schlatter bekämpfte daher leidenschaftlich die Ordnung des theologischen Stifts in Tübingen, das dem Theologiestudium ein Philosophiestudium voranschickte. Er nannte das den

„griechischen Geist“, vor dem er uns oft warnte. Die Griechen mit ihrer außerordentlichen spekulativen Begabung hatten schon früh aus dem Evangelium ein philosophisches System gemacht. Davon zeugt die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte. Auch die mittelalterliche Scholastik, die von der lutherischen Orthodoxie weithin übernommen wurde, hat viele Fehllege der Kirche auf dem Gewissen. Mit wahrer Wonne las ich Schlatters interessantes und einzigartiges Buch „Der religiöse Ertrag der philosophischen Arbeit seit Cartesius“, in dem er sich vor allem mit Kants Erkenntnistheorie auseinandersetzt. Das Buch hat Professor Thielicke neu herausgegeben, weil er seine eminente Bedeutung auch für die Gegenwart erkannte.

Als ich nach Bestehen des ersten theologischen Examens in Münster mich auf Rat meiner Lehrer entschloß, den Titel eines Lizentiaten der Theologie zu erwerben — heute sagt man Doktor der Theologie — geschah es nicht, weil ich mich für einen großen Theologen hielt. Im Gegenteil: Als D. Samuel Jäger, der damalige Leiter der Theologischen Schule in Bethel, mich in jener Zeit bei einer Begegnung fragte, wie es mit meiner wissenschaftlichen Arbeit stünde, antwortete ich aufrichtig: „Fürs erste werde ich jeden Tag dümmer.“ Er verstand mich und war mit meiner Antwort zufrieden.

Eigentlich ist das bis heute so geblieben. Jeder wissenschaftlich Arbeitende weiß: Jede gelöste Frage weckt ein Dutzend neuer Fragen. Ich weiß auch nicht, wie man anders wissenschaftlich arbeiten will. Goethe hat in seinem Faust das Bild eines solchen Gelehrten gezeigt.

Mein besonderes Interesse und vielleicht auch meine Begabung lag auf dem Gebiet der Geschichte. Wäre ich nicht Theologe geworden, hätte ich Geschichte studiert. Meine Doktorarbeit nahm deshalb ihren Stoff aus der Kirchengeschichte. Es ging um Luthers Galaterbriefvorlesung aus den Jahren 1516/17. Die drei Semester, während derer ich an der Theologischen Schule in Bethel Dozent für Kirchengeschichte war, bestärkten dieses Interesse. Es war ein Schritt des Gehorsams, der mir nicht

leicht fiel, als ich die wissenschaftliche Laufbahn aufgab und in das praktische Amt eines Pastors in Lübeck trat. Ich kann nicht sagen, daß die Erinnerung daran mich wehmütig macht. Auch das verdanke ich Adolf Schlatter, daß wir ohne Klage mit Freuden Gott gehorchen dürfen.

Ich war natürlich sehr froh, als ich in meiner Berliner Zeit — ab 1930 — in meinen freien Stunden wieder kirchengeschichtliche Forschungen treiben konnte. Ich hörte sogar an der Universität Vorlesungen über Märkische und Berliner Kirchengeschichte, die Pfarrer D. Wendland hielt. Auch durch seine Anregung veranlaßt, begann ich, die Geschichte der Berliner Erweckungszeit (etwa 1820—30) zu bearbeiten. Mich interessierte vor allem die Gestalt des Baron von Kottwitz, der fast ein halbes Jahrhundert Träger der Erweckung war. Wie es aber bei solchen Forschungen leicht vorkommt, erweiterte sich die Aufgabe. Wie kam es zur Überwindung oder doch Entthronung der Berliner Aufklärung? Gestalten wie Martin Boos in Bayern und sein Schüler Johannes Evangelista Goßner traten lebendig vor meine Augen. Nicht so sehr der geistvolle Romantiker Schleiermacher, sondern der schlichte Pastor Johannes Jänicke an der Bethlehemskirche, der ehemalige Schneidergeselle böhmischer Abstammung, und seine lange nicht genug bekannte Missionsschule, fesselte mein Interesse. Welch einen umfangreichen Briefwechsel führte Baron von Kottwitz! Matthias Claudius, Johann Hinrich Wichern, von Thadden-Trieglaff, Anna Schlatter und ihr Kreis in St. Gallen, die Christentumsgesellschaft in Basel, die Erweckungskreise in Wuppertal und im Ravensberger Land — bis heute greife ich dankbar zu den Biographien jener Zeit.

Eine Begrenzung der Arbeit fand ich nach einem Gespräch mit Direktor Rennebach vom Furche-Verlag. Er gab eine biographische Reihe aus der Erweckungszeit heraus, in der die einzelnen Landschaften und Gaue Deutschlands zusammengefaßt waren. „Die uns das Wort gesagt haben“ — unter diesem Titel schrieb Dekan Hauß aus Baden über die führenden Männer der Erweckung in Süddeutschland. Die westdeutschen

Träger der Erweckung bearbeitete Wilhelm Busch aus Essen unter dem Titel „Ihrem Wandel folget nach“. Hans Dannenbaum nahm sich die Niedersachsen vor. Sein Buch hieß: „Sie werden leuchten wie die Sterne“. Ich wollte mich auf Berlin konzentrieren und wählte den Titel: „Suchet der Stadt Bestes“. Dazu hatte ich zwölf Männer ausgewählt. Vier aus dem Beginn des Jahrhunderts: Jänicke, von Kottwitz, Goßner und Knak. Drei Hofprediger: Kögel, Frommel, Stoecker und dazu Büchsel. Schließlich drei Männer der Gemeinschaftsbewegung: von Rothkirch, von Knobelsdorff, Graf Pückler und den Lutheraner Dr. Schulze. Alle zwölf Lebensbilder wurden fertig. Ich hatte sie Verwandten und Mitarbeitern zur Überprüfung eingereicht, soweit solche noch erreichbar waren. Dann wollte ich noch eine kirchengeschichtliche Einleitung schreiben: Der Weg der alten Erweckung zur modernen Gemeinschaftsbewegung. Doch dann kamen die schweren Bombenangriffe auf Berlin, und in einer Nacht wurde der Furche-Verlag mitsamt meinem Manuskript vernichtet! Es bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als sich unter die Gerichte Gottes zu beugen. Als Glied des deutschen Volkes hatte ich keinen Anspruch auf eine Sonderbehandlung.

Im März 1946 kam meine Frau mit den beiden jüngsten Kindern nach schwerer Notzeit unter der sowjetischen Besatzung aus der Uckermark zu mir nach Holzminden an der Weser. Ich hatte dort nach der Entlassung aus der Gefangenschaft seit einem halben Jahr eine Notunterkunft bekommen. Hier erreichte uns eines Tages ein Teil unseres Gepäcks, das wir längst abgeschrieben hatten. Zu unserer großen Freude fanden wir darin meine lederne Aktentasche mit einer Kopie jenes Manuskripts. Man kann sich unsere Freude denken! Ein plündernder Pole hatte diese Ledertasche schon ergriffen — daran erinnerte sich nun meine Frau. Doch als er einen schwarzen Lederkoffer bemerkte, ließ er die Tasche los und ergriff den wertvolleren Koffer. Hinter diesem Geschehen erkannte ich Gottes Hand.

Doch der Furche-Verlag — in Hamburg im Neuaufbau be-

griffen — verzichtete jetzt auf das Manuskript. Sehr schweren Herzens mußte ich den Plan einer zusammenfassenden Darstellung des Berliner Erweckungslebens aufgeben. Und doch war ich dankbar, daß die zwölf mit viel Mühe zusammengestellten Lebensbilder dennoch erschienen. Der MBK-Verlag in Salzuflen brachte das Buch heraus „Kämpfer Gottes in der Großstadt“ mit Lebensbildern von Jänicke, von Kottwitz, Goßner und Knak. In der St. Johannis-Druckerei erschien ein Band „Bannerträger Gottes“ mit den Lebensbildern von Graf Pückler, von Rothkirch, von Knobelsdorff und Dr. Schulze. Und schließlich erschien im Hänssler-Verlag eine Reihe unter dem Titel „Korntaler Hefte“. Unter ihnen war ein Bändchen über Frommel und Büchsel. Stoecker und Kögel erschienen als Einzelbändchen.

Ich habe diese kirchengeschichtliche Aufgabe leider nicht fortführen können. Nach dem Krieg kamen neue Aufgaben auf mich zu, vor allem eine umfangreiche Evangelisationstätigkeit. Den Ruf dazu glaubte ich im amerikanischen Gefangenenlager gehört zu haben. Eine große Anzahl meiner Vorträge erschienen als Einzelhefte oder in geschlossenen Reihen. Und dann kamen die Bibelauslegungen im Brunnen-Verlag, die viel Zeit und Kraft kosteten.

Ganz unterbrechen konnte auch der Kriegsdienst meine theologische Arbeit nicht, von den „praktisch-theologischen Übungen“ durch die Gespräche mit den Kameraden einmal ganz abgesehen. Wenn ich auch keine theologische Literatur besaß, so hatte ich doch die Bibel. Stand ich auf Posten, lernte ich Psalmen auswendig. Selbst im Gefangenenlager hatte ich wunderbarerweise nicht nur mein Losungsbuch, die Bibel und ein Taschentestament, sondern auch mein griechisches Neues Testament, den „Nestle“, und einen hebräischen Psalter behalten können. Diese kleine Bücherei wurde von vielen Kameraden benutzt. In der Langeweile des Lagers begann ich, hebräische Psalmen auswendig zu lernen, was mir bis heute ein großer Schatz ist. Daß ich im Lager etwa einem Dutzend Kameraden hebräischen Anfangsunterricht geben konnte, blieb

nicht ganz ohne Folgen. Außerdem prüfte ich im „Nestle“ alle Parallelstellen nach. Dabei fand ich über sechzig Druckfehler, die ich nach meiner Entlassung Professor Nestle mitteilte. Zum Dank schenkte er mir später ein Exemplar der neuen Auflage, in der die Druckfehler beseitigt waren.

Fast zwanzig Jahre lang konnte ich an der Bibelschule des Aidlinger Diakonissenhauses Vorträge halten. Im Wintersemester behandelte ich in der ersten Woche Stücke aus dem Alten und Neuen Testament. Dabei habe ich große Teile der Propheten, der Psalmen, das Buch Hiob und andere Lehrbücher bearbeitet. Welch eine Freude war es, die großen neueren Kommentare vorher fleißig durchzuarbeiten. Im Neuen Testament wurden Teile der Evangelien — z. B. die Bergpredigt und die Abschiedsreden Jesu — und fast alle Briefe durchgenommen. Hier bietet sich ein unerschöpflicher Reichtum!

Eine zweite Woche war dann der Kirchengeschichte gewidmet. Ich habe zwei Jahrzehnte lang versucht, in jedem Jahr neuen Stoff aus der Kirchengeschichte zu bringen. Waren es einmal die ersten drei Jahrhunderte der Kirche und dann die griechischen und lateinischen Kirchenväter, besonders Augustin, so behandelten wir aus dem Mittelalter die Mystik, die Vorreformatoren und die „Brüder vom gemeinsamen Leben“. Viel Zeit widmeten wir Luther und der Zeit der Reformation, Calvin und seinem Werk. Besonders interessierte die Geschichte des Pietismus, Spener und Francke, die Erweckung zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die Geschichte der Inneren Mission und der Gemeinschaftsbewegung. Schon diese unvollständige Aufzählung zeigt, welch vielseitigen Stoff die Kirchengeschichte hergibt. Ich selbst war immer wieder zum Studium der Quellen genötigt und danke Gott heute noch für diese schöne Aufgabe. Hinzu kam, daß meine Hörerschaft abgeschlossen und lernbegierig war. Es bleibt noch zu erwähnen, daß ich die erste Kirchengeschichtsstunde jeweils dazu benutzte, zu geschichtlichem Denken aufzufordern und die Geschichte zum Verständnis der Gegenwart heranzuziehen. Hier liegt in der jungen Generation manche Hemmung vor.

Ich möchte dieses Kapitel nicht beschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß ich mich noch heute als ein „Student der Theologie“ verstehe.

Kirche, Gemeinde, Gemeinschaft

Wenn ich in fast sechzig Jahren aktiven Dienstes in mancherlei Arbeiten der Inneren Mission gestanden habe (Stadtmission, Bethel, Diakonie), so war ich doch auch landeskirchlicher Gemeindepastor, wie es normalerweise vom Theologen in Deutschland erwartet wird. Acht Jahre war ich Pastor an der St. Matthäigemeinde in Lübeck, und in Berlin-Lichtenrade hatte unser Diakonissenhaus auch sog. „Parochialrechte“. Die Häuser und Grundstücke des Diakonissenwerkes gehörten also nicht zum örtlichen Gemeindebezirk von Lichtenrade, sondern bildeten eine Kirchengemeinde für sich: Mit eigenem Gottesdienst, eigenen Amtshandlungen, über die Kirchenbücher geführt und deren Urkunden mit eigenem Kirchensiegel beglaubigt wurden. Ich bin aktiver Pastor einer lutherischen Landeskirche (Lübeck) und einer Gemeinde der „altpreußischen Union“ gewesen. Da ich aber im Laufe der vielen Jahrzehnte auch in Mecklenburg (Neustrelitz), Niedersachsen (Holzmin-den) und Württemberg (Stuttgart-Mühlhausen und Korntal) gewohnt habe, lernte ich als Gemeindeglied verhältnismäßig viele Landeskirchen kennen.

Der Begriff der Landeskirche war mir als baltischem Auslandsdeutschen von Haus aus fremd. Die Reformationskirchen Deutschlands übernahmen die mittelalterlichen katholischen Parochien. Man ging im Mittelalter davon aus, daß hundert Prozent der Bevölkerung Christen sind und sein müßten. Um diese intensiv zu betreuen, teilte man das Land in Bezirke auf

und verteilte die Einwohner an die „zuständigen“ Kirchen. Keine einsame Hallig, kein Einödhof der Alpen, die nicht zu einer christlichen Gemeinde gehörten. Alle gehörten dazu, ohne je gefragt worden zu sein. Es war eine selbstverständliche staatliche Ordnung.

Im Baltikum war es zur Ordenszeit oder zur Zeit der schwedischen Herrschaft wohl ebenso. Aber unter den russischen Zaren änderte sich die Lage. Das alte Rußland kannte eigentlich nur eine Kirche — die Orthodoxe (Pravoslavische) Ostkirche. Sie war die Staatskirche. Es hat bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts schmerzvolle Versuche gegeben, die Orthodoxie für den russischen „Untertan“ als verbindlich zu erklären, ein völliger Unsinn in einem Völkergemisch von Millionen Katholiken (vor allem in Polen und Litauen), Millionen Evangelischer (in den Ostseeprovinzen Estland, Livland, Kurland, wie in den großen Bauernsiedlungen des Südens), Millionen von Moslems (im Kaukasus und Turkestan), dazu noch zahlreiche Buddhisten, Lamaisten und Animisten (im weiten Asien).

Die lutherische Kirche Livlands galt nur als eine „geduldete“ Kirche. Ihrer Tätigkeit waren schmerzliche Schranken gezogen. Predigten in der russischen Sprache waren verboten, ebenso auch Übertritte aus der Staatskirche zur lutherischen Kirche. Bei Mischehen wurden die Kinder von der Staatskirche beansprucht. Jede öffentliche Missionsarbeit war verboten. Sogar die Stadtmission der lutherischen Kirche in Riga mußte sich „Stadtdiakonie“ nennen. Auch über diese gesetzlichen Schranken hinaus mußte im Zarenreich mit manchen Übergriffen der Staatskirche gerechnet werden, die — zu ihrem eigenen Schaden — vom Staat vielfach als Mittel der Russifizierung der lettischen, estnischen und deutschen Bevölkerung mißbraucht wurde. Das vergiftete das Verhältnis zwischen den Konfessionen. Die Orthodoxie ist eigentlich ihrer Lehre und Praxis nach wesentlich toleranter als die römische Kirche. Aber das galt nicht für die Praxis des Staates.

Die Folge war, daß die Russen die lutherische Kirche als

Bollwerk des Deutschtums ansahen, und das nicht zu Unrecht. Aber das diene natürlich auch nicht dem geistlichen Gewinn unserer Kirche.

In Riga gab es fast nur Personalgemeinden. Sie wurden „Beichtkreise“ genannt. Man hielt sich zu dem oder jenem Pastor und wechselte unter Umständen die Kirche, wenn der Pastor eine andere Kanzel übernahm. Als unser Pastor Karl Keller, dessen Gottesdienste wir in seinem Diakonissenhaus besuchten, Oberpastor an der Petrikerche wurde, wurden auch wir Glieder dieser Gemeinde. Die Bindung an den Seelsorger war in den seltensten Fällen durch die Übung der Beichte entstanden, es sei denn, daß man bei ihm zum Abendmahl ging, dem in der Regel am Abend vorher eine liturgische Beichtfeier voranging. Wichtiger waren die Amtshandlungen, vor allen Dingen der Konfirmandenunterricht.

Als wir nach Deutschland kamen, waren wir überrascht, daß unsere Wohnadresse über die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde entschied. Meine Mutter war ganz entrüstet und sagte: „Ich kann doch meinen Pastor nicht wechseln wie ein Paar Handschuhe.“

Man kann mit Recht vieles gegen die sog. Personalgemeinden einwenden. Menschenverehrung, Ehrgeiz, „Modepastoren“ — alle diese Einwände haben ihr Recht. Aber wo wirklich Seelsorge geschieht, da entsteht ein Vertrauen, das Segen bringen kann. Wie früher der Hausarzt Eltern und Kinder durchs Leben begleitete und ihre Veranlagungen genauestens kannte, so hat es gewiß etwas für sich, wenn ein Seelsorger die Familie und ihre Glieder mit seinem Rat begleitet. Andererseits hat das Parochialsystem, das heißt die Bezirksgemeinde, für die Missionierung unseres Volkes in jeder Generation große Bedeutung. Aber die Voraussetzungen sind dafür selten gegeben, weil die Bezirke zu groß sind. Der Pfarrer macht viel zu wenig Hausbesuche, und darum geschieht wenig Einzelseelsorge in solch einer großen Gemeinde. Die Großstadtgemeinden sind viel zu unübersichtlich und haben eine dauernd wechselnde

Bevölkerung. Selbst auf den Dörfern in der Nähe der großen Städte ist es nicht viel anders.

Mehr denn je ist heute und für die Zukunft eine wirkliche Gemeindebildung, das heißt eine konkrete Bruderschaft, die dringendste Aufgabe. Eine wirkliche Gemeinde ist eine glaubende, betende, dienende und opfernde Bruderschaft von solchen, die Jesus ihr neues Leben verdanken und sich ihm verpflichtet wissen. In seinem Auftrag können sie evangelistisch und diakonisch gemeinsam dienen.

Als ich mein erstes kleines Büchlein veröffentlichte, trug es den Titel: „Vom Dienst der Gemeinde“. Besonders Adolf Schlatter hatte uns Studenten die Wichtigkeit des engagierten Dienens deutlich gemacht. Das erste Heft in der von ihm und Hermann Cremer gegründeten Reihe „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie“ hieß bezeichnenderweise „Der Dienst des Christen“. Hier suchte er zu zeigen, daß in der lutherischen wie in der reformierten Orthodoxie der Glaube passiv bleibt und seine aktiven Aufgaben nicht erkennt.

Aber nicht nur Schlatter, sondern auch Fritz von Bodelschwingh mit seiner Betheler Dienstgemeinde bestimmte meine Auffassung von einer evangelischen Gemeinde. Als ich durch Gottes Fügung Pastor der Matthäigemeinde in Lübeck wurde, fand ich dort eine solche Gemeinde vor. Mein Vorgänger Alfred Haensel, der fünfundzwanzig Jahre die von ihm gegründete Lübecker Vorstadtgemeinde bediente, war als junger Pastor zum lebendigen, heilsgewissen Glauben gekommen. Entscheidende Dienste tat ihm Pastor Walter Michaelis. Aus dem Pastor der Landeskirche, der er aus Überzeugung diente, wurde zugleich ein Gemeinschaftsmann, der durch evangelistische Predigten und zielbewußte Seelsorge Menschen für Jesus zu gewinnen suchte. Seine liebevolle, freundliche Art, verbunden mit einem unerbittlichen Wahrheitssinn, wurde von Gott reich gesegnet.

Ich fand eine etwa hundertfünfzig Glieder zählende Gemeinschaft vor, die zwar nur einmal im Monat zu einer geschlossenen Gebetsstunde zusammenkam, aber dennoch den

Charakter der ganzen Gemeinde bestimmte. Zum Gebet sammelte man sich an einem Sonntagabend im Konfirmandensaal. Selten habe ich eine so zuchtvolle, lebendige Gebetsgemeinschaft von über hundert Teilnehmern erlebt. Nach einer kurzen biblischen Ansprache kniete die Gemeinschaft nieder und redete mit Gott über die Aufgaben und Probleme der Gemeinde.

Der Brüderrat von etwa zehn Männern war mir eine große Hilfe. Hier wurde selbständig gedacht und geurteilt. Oft mußte ich mir erfolgreichen Widerspruch gefallen lassen. Dennoch herrschte nicht Rechthaberei oder Ehrgeiz, sondern ein entschlossenes Interesse an der Sache Jesu. Die Zustände in der Gemeinde, Jugendarbeit, Kindergottesdienst, geplante Evangelisationen oder Freizeiten — alles wurde hier sachlich und brüderlich besprochen. Ob es der Neuanfang einer Blaukreuzarbeit war oder die Erweiterung unseres Gemeindeblattes „Saatkorn“ — alles konnte ich vorher mit dem Brüderrat besprechen. Da der offizielle Kirchenvorstand fast nur die äußeren Verwaltungssachen behandelte, empfand ich diesen Brüderrat als die eigentliche Gemeindevertretung.

Fast alljährlich fand eine Evangelisation statt, zu der auswärtige Redner gerufen wurden. Darüber hinaus gab es Gemeindefeste, Vorträge, Ausflüge usw. Immer wieder machten wir Vorstöße über den Rahmen der Einzelgemeinde hinaus, so etwa im Kampf gegen die Prostitution, dessen sichtbares Ergebnis das Mädchenheim an der Wallstraße war, genannt „Haus Domblick“. Die meisten Gaben für dieses Werk kamen aus unserer Gemeinde.

Charakteristisch war, daß unser „Saatkorn“, das vierzehntägig erscheinende Gemeindeblatt, den Untertitel hatte „Sonntagsblatt zur Weckung des Glaubens und der Förderung des christlichen Werkes“. Damit war betont, daß geweckter Glaube zum Dienst gerufen und ausgerüstet ist.

Diese Dienste setzten voraus, daß Menschen da waren, die glaubten und gehorsam wurden. Ich meine damit nicht solche, die nur unverbindlich an die Existenz Gottes oder auch an die

Lehren der Kirche glaubten, sondern die eine persönliche Glaubensverbindung mit dem Auferstandenen hatten. Es war uns wohl bewußt, daß unsere Matthäigemeinschaft keine „reine“ Gemeinde war und daß auch außerhalb von ihr lebendige Christen lebten. Auch darüber waren wir uns im klaren — und ich fand keinen Widerspruch unter den Brüdern! —, daß Gott mit jedem seine individuelle Geschichte hat. Aber der reformatorische Glaube, wie er etwa im Kleinen Katechismus Luthers ausgesprochen ist, war für uns die maßgebende Norm. Christliches Werk erwächst immer aus lebendigem Glauben. Nur der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes und Tilger unserer Schuld, ist der Glaube, der in der Liebe tätig ist (Galater 5, 6).

Andererseits war ich überzeugt, daß der Aufruf zum Opfer, zur Liebe und zum Dienst an den Schwachen für viele der Weg sein konnte, ernsthaft nach der Kraftquelle des Glaubens zu suchen. Gerade die Blaukreuzarbeit war uns ein Beispiel dafür.

Der Kampf um die biblische Verkündigung bleibt das Wichtigste. Wir standen in Lübeck dem alten Liberalismus gegenüber, der die Bindung an die Bibel als Offenbarungsquelle weithin aufgab und viele andere religiöse Impulse suchte. Die Matthäigemeinde war einer der wenigen Sammelpunkte in der Stadt, wo sich solche fanden, die sich entschieden auf die Seite Jesu gestellt hatten.

Hier erfuhr die Gemeinde die Kraft des göttlichen Wortes, durch die Gemeinde überhaupt erst entsteht. Wenn unsere Kirche dieses Fundament verläßt, löst sie sich selbst auf. Gemeinde gibt es nur aus dem Glauben an Christus. Dieser aber entsteht nur aus dem Heiligen Geist, der durch das Wort der Bibel zu uns spricht.

Um den Glauben zu fördern, ist ein Zusammenschluß derer nötig, die „mit Ernst Christen sein wollen“, wie Luther sagte. Wir machten den Versuch, eine verbindliche Bruderschaft derer zu bilden, die sich Jesus im Glauben unterwarfen. Die Türen sind für alle offen, denn allen gilt der Ruf Jesu, und allen gilt seine Liebe, die wir weitergeben dürfen. Aber durch den

Widerspruch des Unglaubens und mit der Ablehnung Jesu durch die Welt wird ein Gegensatz offenbar, den wir nicht leugnen dürfen. Wir erfuhren auch in Lübeck die Wahrheit des Wortes, das der alte Simeon im Tempel vom Kind in seinen Armen sagte: „Dieser ist gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler.“ An Jesus scheiden sich die Geister. Die einen kommen zu ihm, die andern fliehen vor ihm. Die einen danken ihm das neue Leben, die andern finden ihn uninteressant. Diese Wirkung des Evangeliums darf die Kirche nicht verschweigen oder gar unterdrücken. Der Entscheidungscharakter der Jesusbotschaft muß deutlich werden: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich“ (Lukas 11, 23). Später fand ich in der Württembergischen Brüdergemeinde in Korntal eine ähnliche Form der Gemeinde.

Doch die Kirche hat das weithin vergessen. Die Gemeinschaftsbewegung hat das hohe Verdienst, viele Versäumnisse der Kirche aufgearbeitet zu haben. Ihre Kennzeichen sind:

1. Die zur Entscheidung rufende Verkündigung
2. Die Sammlung derer, die mit dem Glauben an Jesus ernst machen
3. Die Mobilisierung aller Glaubenden zum Dienst für Christus
4. Die Forderung eines Lebens im Gehorsam Christi und in der Heiligung
5. Das Wachstum des Glaubens aus der Bibel und deren Verbreitung
6. Die lebendige Hoffnung auf das Wiederkommen des Herrn und die Aufrichtung seines Friedensreiches

Das sind die wesentlichen Kennzeichen unserer Gemeinschaftsbewegung. Ist daran etwas Unbiblisches? Sind das nicht vielmehr die Kennzeichen des Christenglaubens von Anfang an gewesen? Die Männer, die meinen jungen Glauben gefördert haben, etwa Pastor Hugo Flemming oder Pastor Samuel Keller, waren keine ausgesprochenen Gemeinschaftsleute und hielten mit mancher Kritik nicht zurück. Dennoch war mein Weg in die Gemeinschaftsbewegung folgerichtig, denn ich hatte in diesen Erweckungskreisen in den Jahren der Heimatlosigkeit

keit (1914—1920) meine geistliche Heimat gefunden. Es erübrigt sich zu sagen, daß ich auch die schwachen Seiten und Fehler unserer Gemeinschaften deutlich erkannte. Dennoch wurde ich nicht enttäuscht und zähle mich auch heute noch dazu. Ich bin davon fest überzeugt: Eine lebendige Gemeinschaftsbewegung ist eine gesegnete Reformbewegung für unsere Kirche.

Innere Mission, freie Werke, Diakonie

Hätten wir lauter lebendige Gemeinden des Glaubens und des Dienstes, brauchten wir keine Innere Mission. Die Innere Mission ist im Grunde genommen ein Notbehelf, aber ein notwendiger. Ihre Organisation stammt aus einer Zeit, in der die Menschen für vieles Vereine gründeten. Die klassische Verkörperung dieser Vereinsbewegung war Spittler, der Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft in Basel. Der schwäbische Pfarrerssohn, der die Verwaltungslaufbahn beschritten hatte, fand in der Erweckungszeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts viele Freunde, die bereit waren, zur Linderung einer Not einen Verein zu gründen. So entstanden die Baseler Missionsgesellschaft, eine Traktatgesellschaft, ein Diakonissenhaus, die Pilgermission von St. Chrischona, ein Verein zur Erziehung griechischer Waisen, die Anstalt Beuggen, eine Anstalt zur Ausbildung von Armenlehrern, eine Judenmissionsgesellschaft usw.

In Berlin führten die notvollen kirchlichen Zustände zur Gründung eines Vereins für Stadtmission. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kamen auf ein Kirchengebäude oft bis zu hunderttausend Gemeindeglieder. Und als unter anderem auf Anregung der letzten Kaiserin Kirchen gebaut wurden, waren es riesige Paläste — etwa die Kaiser-

Wilhelm-Gedächtniskirche —, an denen bis zu einem halben Dutzend Pfarrer wirkten. Seltsamerweise glaubte man, die daraus entstehenden Schwierigkeiten dadurch zu beheben, daß die Pfarrer zu Spezialisten wurden: der eine war der Kindergottesdienst-Mann, der andere sammelte die Jugend, der dritte die Frauen usw. Es konnte also vorkommen, daß eine Familie von allen Pfarrern bedient wurde. Wenn wenigstens unter den Pfarrern eine einheitliche Verkündigung stattgefunden hätte! Aber der eine galt als „positiv“, der andere als „liberal“, einer war „national“, der andere „sozial“ interessiert.

Da hat Adolf Stöcker der Stadtmission einen wichtigen Dienst getan. In allen Stadtteilen wurden kleine Kapellen oder Predigträume gebaut oder gemietet. Hier ein alter Fabrikraum im Hinterhof, dort eine Parterrewohnung, die umgebaut wurde oder gar ein Laden. In diesen kleinen Räumen erlebte man echte Gemeinschaft, während man sich in der Kirche kaum kannte.

Ich erinnere mich noch, wie ich an einem Sonntag vertretungsweise als Missionsinspektor der Stadtmission in einer Kirche im Osten Berlins zu predigen hatte. Im großen Kirchenraum saßen hier und da verstreut ein paar Leutchen, es mögen wohl ein Dutzend gewesen sein. Meine Stimme verhallte im fast leeren Raum.

Nachmittags sprach ich nicht weit entfernt in einem Stadtmissionssaal. Er war nicht leicht zu finden, denn man mußte durch einige Hinterhöfe und ein bis zwei Treppen hoch klettern. Aber ich fand einen überfüllten Saal, in dem früher eine Druckerei gewesen war. Über hundert Menschen saßen hier beieinander.

Was wäre aus dem kirchlichen Leben dieser Großstadt geworden, wenn man für das viele Geld, das jene Kirchenpaläste kosteten, in jedem größeren Häuserblock solch einen schlichten Kapellenraum eingerichtet hätte! Hier hätten auch nicht akademisch ausgebildete Theologen predigen können. Die Brüderhäuser — etwa das Spandauer Johannisstift, das Barmer Johanneum oder das Predigerseminar von St. Chrischona bei

Basel — bildeten Stadtmissionare aus, die nicht nur eine gute biblische Kenntnis mitbrachten, sondern auch weniger Mühe hatten, sich ihren Hörern verständlich zu machen. Sie konnten deren Anliegen und Sorgen viel besser verstehen als jene vielfach bloß über den Büchern ausgebildeten Theologen. Denn jene Brüder hatten bereits vor ihrer Predigerausbildung in einem bürgerlichen Beruf gestanden. Die Stadtmission war von Berlin jedenfalls nicht mehr wegzudenken.

Gott beugte jener Gefahr des bloßen Bücherstudiums bei meiner Ausbildung gründlich vor. Zwar habe ich öfter gemurrt, wenn ich wieder einmal mein Studium unterbrechen mußte. Die ersten beiden Semester in Dorpat verliefen bis auf ein paar Vorlesungen bei Professor Traugott Hahn völlig fruchtlos, da ich leider „Fux“ in einer der damals üblichen Korporationen war. Im dritten Semester wäre es vielleicht besser geworden. Aber der Erste Weltkrieg überraschte mich in Berlin. Ich geriet als „feindlicher Ausländer“ unter Polizeiaufsicht, und damit schien alle Aussicht auf ein Weiterstudium während des Krieges geschwunden. Schon im ersten Kriegsjahr kam ich in Verbindung mit der Stadtmission. Dort lernte ich, ehe ich studierte, in der Nachtmission Gespräche führen, in der Jugendarbeit Hausbesuche machen, hielt bald meine ersten Bibelstunden, leitete einen kleinen Kindergottesdienst und arbeitete zum erstenmal in meinem Leben in einem CVJM mit. Das war eine gute Elementarschule für den angehenden Gemeindepastor. Auch als ich schließlich durch Vermittlung des deutsch-baltischen Vertrauensrates ein Semester in Berlin immatrikuliert war, tat ich nebenbei noch Dienst in der Stadtmission.

Hier in der Praxis bekam ich für die entscheidenden Fragen der Theologie, des Bibelverständnisses und der Verkündigung ein Ohr. Es war nicht so, daß ich meinte, ein Studium sei überflüssig. Im Gegenteil! Jetzt erwachte mein Interesse für das Studium erst recht, und ich sehnte mich nach wissenschaftlicher Arbeit. Aber ich hatte in der Praxis erkannt, worauf es wirklich ankommt. Darum verließ ich nach zwei Jahren Berlin, wo

ich mich nur schwer aufs Studium konzentrieren konnte. Auf den Rat älterer Brüder und meines Professors Reinhold Seeburg ging ich nach Bethel an die Theologische Schule. Dort lernte ich wiederum einen neuen Zweig der Inneren Mission kennen. Ob die Konzentration so vieler diakonischer und missionarischer Werke an einem Ort das Richtige ist, darüber hatte ich damals noch kein Urteil. Der fünf Jahre vorher verstorbene Vater Bodelschwingh hatte die Werke Bethels — die Anstalt für Epileptische, das Diakonissenhaus Sarepta, die Diakonenanstalt Nazareth, die Bethelmission, die Wandererfürsorge und auch die Theologische Schule neben anderen Arbeitszweigen — organisch wachsen lassen. Erst sein Sohn suchte die Anstalt zu dezentralisieren, soweit das noch möglich war. Für mich war es wertvoll, mein Studium im Rahmen einer solchen diakonischen Gemeinde weiterführen zu dürfen. Wieviel sah und lernte ich aus der mich umgebenden Arbeit und der lebendigen Atmosphäre, die zur Zeit von Pastor Fritz von Bodelschwingh in Bethel herrschte!

Leider war meine Freude nur kurz, denn wenige Wochen nach meinem Neuanfang wurde die Schule wegen des Hilfsdienstgesetzes geschlossen. Mir wurde empfohlen, in einem der Häuser den „Dienst mit der Schürze“ zu tun. Da ich mir reichlich ungeschickt vorkam, hatte ich einige Angst davor. Doch wie dankbar bin ich im Rückblick auf diese Zeit. Es ist nicht ideal, in leitende Stellungen der Inneren Mission zu kommen, ohne vorher persönlich in einem solchen Dienst engagiert gewesen zu sein. Als ich später Diakonissenhauspfarrer wurde, wußte ich, wieviel Treue im Kleinen, Einsatzbereitschaft und Opfersinn von den Schwestern abverlangt wird, nachdem ich selbst — wenn auch nur für einige Wochen — Tag und Nacht mit meinen Kranken zu tun hatte.

Und auch später als Pastor einer Gemeinde in Lübeck, die weitgehend aus Arbeitern bestand, hatte ich in einer Zeit wachsender Erwerbslosigkeit viel Gelegenheit, die offene Fürsorge zu üben. Auch die halboffene Fürsorge lernte ich kennen — nämlich durch das Mädchenheim, das ein Zufluchtsort für

Gestrandete war. Ich bewunderte die beiden Diakonissen aus Salem-Lichtenrade, die einen so fröhlichen Ton in dieses Haus brachten, daß die Mädchen sich wohlfühlten. Von Gottfried Keller stammt das Wort: „Der Seelengewinner muß die Liebe am Angelhaken haben.“ Das ist das Geheimnis der Inneren Mission.

Ihr Verfall beginnt da, wo sie zur bloßen Institution wird. In einem Büro kann man arbeiten, ohne von der Liebe Jesu Christi überwunden zu sein. Wir wollen hier keine „chronique scandaleuse“ schreiben. Die Wissenden wissen genug. Und die anderen sollen vor der eigenen Tür kehren, denn Liebe ist nicht nur für die Diakonie und die Fürsorge nötig, sondern ebenso in der Familie und in jedem Beruf. Weil das aber oft vergessen wird, gibt es viel Unfrieden und Bitterkeit. Liebe kann durch nichts ersetzt werden.

Pastor Fritz von Bodelschwingh wird allen, die ihm begegneten oder gar bei ihm arbeiten durften, ein unvergeßliches Beispiel dafür bleiben, daß Institution und Zucht die Liebe nicht unmöglich machen. Bei ihm lernten wir, daß die Liebe das Herz aller Inneren Mission sein muß. Als er im Herbst 1917 — Bethel feierte gerade sein fünfzigjähriges Jubiläum — die Festansprache in der Waldkirche auf dem Zionsberg hielt, rief er laut in die große Versammlung: „Solch eine Anstalt zu gründen ist schwer, aber sie im rechten Geist zu erhalten ist viel, viel schwerer!“ Es klang wie ein Angstruf um die Innere Mission.

Der Gründer der Inneren Mission in Deutschland, Johann Hinrich Wichern, prägte das bekannte Wort: „Die Seele der Barmherzigkeit ist die Barmherzigkeit mit der Seele.“ Ist dieses Wort bei den Werken unserer Inneren Mission in Geltung geblieben?

Als Diakonissenpfarrer bei den Salemsschwestern in Berlin-Lichtenrade in den Jahren 1934—1949 — mit einer zweijährigen Unterbrechung durch den Wehrdienst und die Gefangenschaft — lernte ich die weibliche Diakonie gründlich kennen. Einige Jahre war ich auch Vorsitzender des Bundes der Ge-

meinschaftsdiakonissenhäuser. Später habe ich auf Konferenzen oder auch bei gelegentlichen Besuchen noch etwa zwanzig Mutterhäuser kennenlernen können. Die Mutterhausdiakonie, die Theodor Fliedner mit genialem Blick schuf, hat meine ganze Liebe gefunden. Mag es zur Zeit durch viele Krisen gehen — ich bin überzeugt, daß gerade die Mutterhausdiakonie ihre Zukunft hat. Ob alle Häuser bestehen bleiben werden, ist allerdings fraglich. Manche von ihnen entstanden von oben her — sie wurden organisiert — anstatt aus einem vorhandenen Dienstwillen von jungen Mädchen, die Jesus zum Glauben und zum Dienst berief. In einem Fall hat ein Regierungspräsident ein Diakonissenhaus geschaffen, weil er unbedingt ein solches in seinem Bezirk haben wollte.

Andererseits gab es zu gewissen Zeiten eine Art „Hochkonjunktur“ der Diakonissenhäuser. Damals gab es keinen andern weiblichen Beruf im Raum der evangelischen Kirche. Ein junges Mädchen, das einen kirchlichen Dienst tun wollte, mußte Schwester werden. Heute dagegen ist die Auswahl groß: Kindergärtnerin, Jugendleiterin, Gemeindegliederin, Gemeindegliederin, Pfarrgehilfin bis hin zur Theologin und Pastorin! Die meisten, die heute einen dieser Berufe ergreifen, wären vor hundert Jahren Diakonisse geworden. Deshalb gibt es heute in vielen Diakonissenhäusern personelle Engpässe.

Hinzu kommt noch, daß die Häuser aus den verlorenen Ostgebieten, die besonders reich an Diakonissen waren, in den Westen abwanderten. Nur in wenigen Fällen schlossen sich solche Diakonissen den hier vorhandenen Häusern an. Wenn ich richtig zähle, kamen aus Pommern drei Mutterhäuser, aus Ostpreußen zwei und aus Schlesien sogar sieben in den Westen. Deshalb werden mit der Zeit wohl einige Häuser schließen müssen.

Gewiß haben auch die Diakonissenhäuser teil an der Gefahr aller Anstalten, nämlich in gewissen Traditionen zu erstarren. Der Institutionalismus bedroht jede Form der christlichen Ge-

meinschaft. Das sagt aber nichts gegen die Richtigkeit des Mutterhausgedankens.

Die vielen christlichen Kommunitäten, die in den vergangenen Jahren bei uns entstanden, zeigen, wie sehr gerade junge Menschen die Gemeinschaft im Glauben, Gebet und Dienst suchen. Ob Ordenshäuser die richtige Form für den evangelischen Glauben sind, ist nicht leicht zu entscheiden. Wir sollten Luthers Kämpfe besser kennen, um zu verstehen, warum Ordensgelübde sich leicht zwischen uns und dem lebendigen Herrn schieben können und uns aus der unmittelbaren Abhängigkeit von ihm drängen wollen.

Die Mutterhausdiakonie steht vor den gleichen Problemen wie jede Gemeinde: Es gilt, den Weg zwischen Gesetzlichkeit und Schwärmerei zu gehen. Je mehr persönlicher Anschluß an Jesus, um so mehr Führung durch den Heiligen Geist! Je mehr echtes Leben aus Glauben desto mehr Hingabe in dienender Liebe.

Aus noch einem weiteren Grund halte ich die Mutterhausdiakonie für wichtig: Sie hilft der berufstätigen Frau, einen Arbeitsplatz nach ihren Gaben zu finden, ohne daß sie in den Berufskampf hineingestellt wird, der so oft den Charakter schädigt. In den Mutterhäusern stehen der Schwester eine Fülle von Berufsmöglichkeiten offen: Kranken-, Alten- und Kinderpflege, pädagogische Berufe, Garten- und Hauspflege oder Büro- und Verwaltungsarbeit. Diakonissen sind in der Landwirtschaft beschäftigt, andere studieren sogar Theologie, Philologie und Medizin. Vor allem aber gehen viele Schwestern in die Missionsarbeit. Sie brauchen nicht nach einem Arbeitsplatz zu suchen und stehen nicht in der Gefahr der Erwerbslosigkeit. Für die Urlaubszeit oder in Zeiten der Krankheit ist ebenso für sie gesorgt wie im Alter.

Ich nenne mit Absicht kein einzelnes der mir liebgewordenen Häuser. Ob ein Haus kirchlich-konfessionell, evangelikal oder freikirchlich ist, ist ja nicht entscheidend. Wohl aber, ob lebendiger Glaube in ihnen vorhanden ist und gesunde Seelsorge geübt wird. Wer viel dient, braucht gesunde biblische Kost.

Ich selbst habe den Schwestern gern zur Seite gestanden. Als Pfarrer eines Mutterhauses, das die Arbeitsverträge für jede Schwester mit den kirchlichen oder staatlichen Behörden oder auch Privatpersonen abschließt, gab es viel interessante Arbeit. Es war aber auch schön, den Schwestern zu helfen, wenn sie Schwierigkeiten am Arbeitsplatz hatten.

Ich denke da besonders an die Zeit des Nationalsozialismus, wo in manchem Dorf ein kleiner Stützpunktleiter sich zum „Führer“ berufen fühlte. Es war mir stets eine Freude, durch Vorträge und Bibelkurse den Schwestern zu dienen, besonders im Unterricht der jungen Probeschwestern.

Ich bin gewiß, daß sich der Mutterhausgedanke unter mancherlei Abwandlungen auch in der kommenden Generation bewähren wird. Die freien Werke der Diakonie, Gemeinschaft oder Mission sollten ohne kirchliche Bevormundung bleiben. Unsere großen Kirchengebilde sind ohnehin mit viel Verwaltungsarbeit belastet. Je gründlicher die Trennung vom Staat vollzogen wird, um so mehr Verwaltungsarbeit kommt auf die Kirche zu. Das Institutionelle verdrängt leicht das Persönliche und Seelsorgerliche. Auch die bischöfliche Form kann nicht verhindern, daß die Juristen und Verwaltungsbeamten in den zentralen Kirchenbehörden einen Hauptteil der Arbeit tun. Und manch ein Theologe wird hier selbst zum Verwaltungsbeamten.

In der notvollen Zeit unter Hitler hat manch freies Werk den kirchlichen Schutz gesucht und konnte dafür dankbar sein. Es ist jedoch ein großer Verlust, wenn zum Beispiel die gesegnete CVJM-Arbeit, die die Aktivität der jungen Männer in der Missionsarbeit betonte und sie dadurch erzog, heute zum großen Teil in die kirchliche Jugendarbeit „eingeordnet“ ist. Auch ohne Absicht wird die freie Entfaltung gehemmt, und die eigene Initiative verkümmert.

Die Kirche braucht das freie Werk des Glaubens neben sich. Das gilt für die Diakonie, die Jugendarbeit und für die Evangelisation.

Die Evangelisation

Schon als Lübecker Pastor wurde ich je und dann zu einem evangelistischen Dienst gerufen. In der Berliner Stadtmission war es ein Teil meiner Aufgabe, den einzelnen Stationen durch Bibelwochen oder Evangelisationen zu helfen. Als Diakonissenpfarrer in Lichtenrade durfte ich eine begrenzte Zahl von Evangelisationen halten — meist in Berlin selbst. An etwa dreißig Stellen — in Kirchengemeinden, Gemeinschaften und Vereinen — habe ich hier bis tief in die Zeit der Bombenangriffe evangelisiert. Es war erstaunlich, wie sehr sich die Berliner an die Gefahren gewöhnten und sich auch durch die drohenden Bomben kaum am Besuch der Versammlungen hindern ließen.

Im amerikanischen Gefangenenlager, wo wir viel Zeit zum Nachdenken hatten, meinte ich den Auftrag Gottes zur Evangelisation zu vernehmen. Nach der Heimkehr in das so furchtbar verwüstete und gottentfremdete Deutschland wollte ich nichts anderes tun als evangelisieren. Schon bald nach meiner Genesung von den akuten Folgen des Hungers habe ich in Holzminden evangelisiert. In jener Januarwoche 1946 gab es durch Tauwetter und Regen eine Überschwemmung. Die Weser trat über die Ufer, und einige Straßen standen unter Wasser. Eines Abends beobachtete ich, wie manche Besucher der Vorträge sich im Boot vom Haus abholen ließen! Es war damals eine Zeit, in der die Herzen der Botschaft Christi weit geöffnet schienen. Weil die Großstädte — auch die benachbarten Städte Hannover und Braunschweig — furchtbar zerstört waren, konnte man in den kleinen Städten viele erreichen, die nicht nur äußerlich alles verloren hatten — „ausgebombt“ hieß das wenig geschmackvolle Wort — sondern die auch innerlich haltlos geworden waren. Das galt besonders von denen, die auf Hitlers Phrasen ihre Hoffnung gesetzt hatten. Unsere Evangelisationen waren daher überraschend gut besucht, und es gab viele ermutigende Einzelaussprachen.

Mit wachsenden Kräften begann ich auch in den Städten und Dörfern der Umgebung zu evangelisieren, wenn auch die

Anreisen oft umständlich und abenteuerlich waren. Nach Hameln fuhr ich einmal in einem geschlossenen Kasten eines kleinen Lieferwagens. Autos durften damals nur ausnahmsweise fahren, und die Eisenbahnzüge waren so überfüllt, daß selbst die Dächer und Trittbretter besetzt wurden. Die ersten Orte meiner Evangelisationen waren: Höxter, Boffzen, Neuhaus im Solling, Stadtoldendorf. Allmählich wurde der Radius größer: Bad Gandersheim, Goslar, Hameln, später Braunschweig, Uelzen, Bad Salzungen, Vlotho, Petershagen, Obernkirchen, Bückeberg, Stadthagen. Ich lernte das schöne Weserland kennen und lieben.

Wie groß die geistliche Ernte war, bleibt uns Evangelisten meist verborgen. Nur selten erging es mir wie bei jener Berliner Westgemeinde, die nur bescheidenen Besuch zeigte. Aber nach fünfundzwanzig Jahren erhielt ich einen Brief, der dankbar erzählte, wie man sich nach jener Woche zu einem Hausbibelkreis zusammengefunden hatte, der durch alle Nöte hindurch — Bombenangriffe, sowjetische Besatzung und Hungerzeit — fest beieinanderblieb. Nun sollte ich einen Dankesgruß haben. Der Brief hatte wohl fünfzehn bis zwanzig Unterschriften, lauter mir fremde Namen. Solche Ermutigung zum Dienst tut jedem Verkündiger gut. Ich nahm diesen Brief ganz bewußt aus Gottes Hand.

Meine ersten Evangelisationen hatte ich noch lehrhaft — „dogmatisch“ könnte man sagen — begonnen. Das in mehreren Auflagen erschienene Büchlein „Der Weg zu Christus für den Menschen von heute“ ist der Niederschlag solcher Vorträge. Aber schon bald merkte ich die Gefahr der Wiederholung und suchte nach neuen Wegen. Ich legte meinen Vorträgen Jesusgeschichten zugrunde und erreichte dadurch, daß die Abende einen Zusammenhang bekamen. Der Besucher wartete auf die Fortsetzung. Wenn ich z. B. eine Woche lang über das Gleichnis vom verlorenen Sohn sprach, konnten viele Lebens- und Glaubensfragen angeschnitten werden. Mit der Zeit merkte ich, wie fruchtbar eine intensive Auslegung der kurzen Abschnitte aus den Evangelien war: Die Berufung des Simon Petrus, das Ge-

sprach mit der Samariterin, die nächtliche Begegnung mit Nikodemus, der reiche Oberzöllner Zachäus, die große Sünderin in Kapernaum, der blinde Bartimäus vor Jericho, die zehn Aussätzigen, Nathanael, der Zweifler, und viele andere mehr. Diese Geschichten habe ich in kleinsten Schritten ausgelegt. Auch aus diesen Vortragsreihen entstanden kleine Bücher, die zum Teil mehrere Auflagen erlebten. Waren sie gedruckt, so sprach ich nur selten über den gleichen Text. Meine Evangelisationen waren so trotz ansprechender Themen stets Hinführungen zur Bibel. Das schien mir die Hauptsache zu sein.

Gewiß kamen in diesen Evangelisationswochen Einzelne zur Entscheidung für Jesus und zur Gewißheit des Glaubens. Meist waren sie bei anderer Gelegenheit schon angesprochen worden und somit vorbereitet. Mir war es aber immer etwas peinlich, wenn jemand behauptete, durch mich zum Glauben gekommen zu sein. Abgesehen davon, daß dieser Schritt immer durch den Heiligen Geist bewirkt ist, sind meist viele Bächlein zuvor geflossen, ehe der Strom sein Bett fand, in dem er nun ruhig zum Ziel fließen kann.

Mein nächstes Ziel war, daß der vom Wort Gottes angesprochene Hörer selber zur Bibel griff. Der Mangel lebendiger Gemeinden, die sich um die Bibel scharen, hat allerdings manchen nicht so wachsen lassen, wie es für ihn gut gewesen wäre. Aber der Schriftentisch, auf dem ich mein schriftliches Zeugnis anbot, übernahm auch ein Stück der nötigen Nacharbeit.

Zu meiner Verwunderung sagen heute viele Christen, die Zeit der Evangelisation sei vorbei. Jetzt müsse die Gemeinde sich reinigen und auf den wiederkommenden Herrn vorbereiten. Doch die Aufgabe der Mission und Evangelisation bleibt für alle Zeiten bestehen. Jesus hat den Missionsbefehl nicht zeitlich begrenzt. Ich bin darum für jeden dankbar, der mich daran erinnert: Zerstreu dich nicht in der Menge deiner Wege und bereite dich vor, deinem Gott zu begegnen, indem du für ihn bei der Arbeit bist. Oft genug habe ich gerade diese Mahnung nötig gehabt.

Nun gibt es allerdings rührige Leute, die für ihre Gemeinde

durch eine Evangelisation Zuwachs erwarten und enttäuscht sind, wenn nichts Besonderes geschieht. Es wird viel organisiert und gewiß auch gebetet. Wenn aber der Gewinn für die Gemeinde ausbleibt, heißt es: Die Zeit der Evangelisation ist vorbei!

Die Neigung, in der Gemeinde zu experimentieren, um mit allerlei Mitteln Erfolge zu erzwingen, ist heutzutage sehr groß. Diese Art der Werbung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet haben wir ja täglich vor Augen. Hilft nicht die Evangelisation, so versucht man es mit dem Ausbau der Liturgie und neuer Kirchenmusik. Zieht auch dieses nicht, so empfiehlt man Dialogpredigten oder gesellschaftskritische Themen, die die junge Generation interessieren soll. Alle genannten Dinge können fruchtbar sein. Warum auch nicht? Aber oft steckt hinter diesen Bemühungen eine große Unsicherheit. Weithin fehlt der Glaube an die Kraft des Wortes Gottes, die man vielleicht auch im eigenen Leben noch nicht erfuhr. Man ist sich des persönlichen Auftrags daher nicht fest bewußt.

Die Erkenntnis der Reformation bleibt gültig: Die Kirche entsteht aus dem Wort, sie lebt aus dem Wort, und sie wächst durch das Wort. Wer das erkannt hat, der verzichtet darauf, krampfhaft „modern“ zu sein.

Das Wort soll auf mannigfache Weise gesagt werden. Eine Evangelisation braucht nicht immer in einer Reihe von Abendvorträgen zu bestehen. Auch ist nicht entscheidend, ob Kanzelpredigt, Zeltmission oder Straßenverkündigung der Weg ist. Wichtig ist allein der Inhalt der Verkündigung: Jesus Christus muß verkündet werden, daß er der Herr sei (2. Korinther 4, 5). Wo das nicht geschieht, wird leeres Stroh gedroschen. Es ist verlorene Zeit, wenn unsere Kirche Allotria treibt. Predigten brauchen nicht gehalten zu werden, wenn Jesus nicht ihr Mittelpunkt ist. Wenn aber eingewandt wird: Zur Evangelisation kommen ja doch nur die frommen Leute! — so wollen wir uns das gern sagen lassen. Die Fernstehenden ahnen eben, worauf es hinausgeht, und bleiben fort. Und doch sind meist einige Fremde da, um die es uns dabei gehen muß. Es bleibt die Auf-

gabe der Glaubenden, die anderen einzuladen, abzuholen und mitzubringen. Immer wieder begegneten mir solche, die bezeugten, bei dieser oder jener Evangelisation den entscheidenden Ruf gehört zu haben. Das gilt besonders vom Dienst Billy Grahams. Im übrigen tut es auch denen, die Jesus schon lange kennen, nur gut, das Evangelium aufs neue bezeugt zu bekommen. Wer von uns brauchte nicht eine innere Aufmunterung? Unsere eigentliche Not ist, daß die Gewöhnung unsere Liebe erkalten läßt und der Eifer gedämpft wird.

Evangelisation ist nicht an eine Methode gebunden. Elias Schrenk, den man den Vater der deutschen Evangelisation genannt hat, hielt oft mehrere Wochen lang jeden Abend einen Vortrag. Wer Samuel Keller hörte, der erinnert sich, wie Abend für Abend die größten Räume, Kirchen oder der Zirkus Busch in Berlin sich füllten. Aber das ist gewiß nicht der einzige Weg der Evangelisation. Der nach dem Krieg entstandene Deutsche Evangelische Kirchentag hatte von seinen Gründern her ausgesprochen evangelistische Tendenzen. In einem gewissen Sinn konnte man das damals auch von den Evangelischen Akademien sagen. Daß es nicht so blieb, ist bekannt. In der Gegenwart bewähren sich Freizeiten und Bibelkurse, zu denen sich viele gezogen fühlen, die nach Klärung ihres Glaubens fragen. Jahrelang haben auch wir vom Missionsbund „Licht im Osten“ solche Freizeiten veranstaltet. In verschiedenen christlichen Erholungsheimen hielt ich Bibelwochen oder übernahm den Dienst eines Kurpredigers. Dabei wurde mir immer wieder deutlich, wieviel Menschen nach Jesus fragen und auf eine Antwort warten. Das Herausgenommensein aus der gewohnten Umgebung kann dabei eine große Hilfe sein. Auch Kurzbibelschulen für Berufstätige sind in den letzten Jahren sehr gefragt. Die intensive Beschäftigung mit der Bibel bleibt das Entscheidende für die Erweckung des Glaubens.

Welche Wege die Evangelisation geht, ist zweitrangig. Vorrangig aber ist der Auftrag: „Predigt das Evangelium aller Kreatur!“ Dieser Auftrag der Gemeinde bleibt bis zur Wiederkunft Jesu in Geltung. Daran darf nicht gerüttelt werden.

Unsere Jugend liebt heute das persönliche Zeugnis. Das ist gewiß nicht zu unterschätzen. Wenn aber solch ein Zeugnis zu oft wiederholt wird, verflacht es sehr schnell. Ein Zeugnis darf nie „gekonnt“ sein, sonst wird es für den Zeugen gefährlich. Wollen wir eins nicht vergessen: Nicht das subjektive Erlebnis begründet den Glauben, sondern das Bezeugen Jesu Christi.

Jede Wiederholung bedeutet für den Evangelisten eine Gefahr. Deshalb muß er sich in seine Bibel hineinknien. Es kann auch zu einer Gefahr werden, wenn wir im Blick auf moralische Mißstände in unserem Volk das Gesetz predigen statt das Evangelium. Gewiß muß der Hörer erfahren, was gut und böse ist. Aber er soll zur Entscheidung für Jesus und zum Glaubensgehorsam gerufen werden, nicht zu moralischen Anstrengungen. Dazu aber muß ihm der schenkende Gott, die Größe Jesu Christi, sein Reden und Tun, sein Sterben und Auferstehen verkündet werden. Wir sind ferner in Gefahr, bei den Hörern zuviel vorauszusetzen. Die Unkenntnis in biblischen Dingen ist heute erstaunlich groß. Gottes Forderungen sind in seinem Schenken begründet, das allem andern vorangeht. Wenn es gelingt, dieses Schenken der Gnade und die Größe seiner Liebe zum Leuchten zu bringen, dann erst hat der Evangelist seine Aufgabe erfüllt. Vergessen wir das, so verfallen wir einem drängerischen Moralismus, der den Hörer bei sich selbst stehen läßt und nicht zu neuem Leben führt. Meist hatte ich bei den Evangelisationen in den Kirchen oder Gemeinschaften hinterher Aussprachen in der Sakristei oder sonst einem passenden Raum. Einige Male hielt ich auch Nachversammlungen, doch sie schienen nicht meine Gabe zu sein. Die einzelnen waren mir wichtig.

Über diese Einzelseelsorge nach den Evangelisationen möchte ich nicht viel sagen. Wir lernen hier nie aus. Auch heute noch beschleicht mich eine gewisse Bangigkeit, wenn mich jemand um seelsorgerliche Hilfe bittet. Ich habe keine „Patentlösungen“. Unter viel stillem Gebet höre ich zu. Das Zuhörenkönnen ist entscheidend. Dazu gehört viel Zeit und Geduld. Oft meldet sich telefonisch eine fremde Stimme, ein un-

bekannter Name, meist von auswärts: „Haben Sie etwas Zeit für mich?“ Ich nenne stets den nächstmöglichen Termin. Oft konnte ich sagen: „Kommen Sie gleich!“ Es ist manchmal wie beim Unfallarzt, der keine Minute verlieren darf. Ich erinnere mich, wie ein Fremder gleich zu Beginn fragte: „Wieviel Zeit haben Sie?“ Ich schaute nach meiner Uhr: „Eindreiviertel Stunde.“ Ein Seufzer der Erleichterung bei meinem Gegenüber. Das Gespräch begann mit einem erheblichen Pluspunkt für mich und wurde dann kürzer, als wir beide zunächst annahmen.

Wenn ich lange zugehört habe und den Eindruck bekomme, das Wichtigste sei ausgesprochen, so ist meine Antwort meist sehr kurz, soweit ich die Vollmacht zu einer Antwort habe. In vielen Fällen muß ich meine eigene Unzulänglichkeit bekennen. Aber eines bleibt immer: Ich greife zur Bibel, lese ein Wort, das in die Situation hineinspricht, und schließe mit einem Gebet. Geht es um ein Sündenbekenntnis, so ist die vergebende Gnade Jesu Christi in wenigen Minuten verkündet. Daß ich auch in meinem Alter noch solchen Dienst von Mensch zu Mensch tun darf, macht mich sehr dankbar.

Christen in der Verfolgung

Schon in meiner Jugend las ich von Märtyrern, von der Verfolgung der Hugenotten in Frankreich oder der Evangelischen durch die Inquisition in Spanien. Doch das war ja „dunkles Mittelalter“ und war lange vorbei. So dachte ich, obwohl auch unsere deutsch-lutherische Kirche im zaristischen Rußland manche Bedrängnis erduldet. Erst im Jahre 1917 las ich von den Stundisten in Rußland, jener durch die schwäbische „Stunde“ der deutschen Siedler im Süden Rußlands entstandenen Bibel- und Erweckungsbewegung. Bei allem In-

teresse an diesen vom Zaren und seinem Berater Pobjedonoszew bekämpften Christen ahnte ich nicht, daß der Dienst an ihnen und ihren Nachfahren ein Teil meiner Lebensaufgabe werden sollte. Nach dem Ersten Weltkrieg sammelte ich einen Kreis von Studenten, der nannte sich: „Dienst für Christus unter den Studenten Rußlands“ (DCSR). Wir wollten Verbindungen mit den christusgläubigen Studenten in Rußland anknüpfen, ihnen im Chaos der Revolution und in der beginnenden Hungersnot helfen.

Das wurde der Anlaß zu meiner Verbindung mit dem in Wernigerode entstandenen Missionsbund „Licht im Osten“. Ich wurde dort Komiteemitglied und blieb es über vier Jahrzehnte, bis ich selbst der geschäftsführende Missionsinspektor und schließlich der Vorsitzende von „Licht im Osten“ wurde. Die Sitzungen und Konferenzen in Wernigerode waren für mich von höchstem Interesse durch die Begegnung mit Jakob Kroeker und Walter Jack, den Gründern des Missionsbundes.

Noch eindrucksvoller war die Begegnung mit Vertretern jener stundistischen Bewegung, die nach der russischen Revolution noch einige Jahre volle Freiheit für ihre Arbeit hatte, ehe Stalins Faust sie zu zertrümmern suchte. Inzwischen waren in Rußland kirchliche Organisationen entstanden — der Bund der Evangeliumschristen und der Bund der russischen und ukrainischen Baptisten. Nun durfte ich den Zeugen begegnen, die — wie es im Hebräerbrief heißt — „erduldet hatten den großen Kampf des Leidens und zum Teil selbst durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel wurden, zum Teil Gemeinschaft hatten mit denen, denen es also geht“ (Hebräer 10, 33.34). Welch ein erhebendes Erlebnis waren für mich die Begegnungen und Gespräche mit Iwan Stepanowitsch Prochanow! Ich denke an die herzliche Glaubensgemeinschaft mit Fürstin Sophie Lieven, die in Korntal ihre letzte Ruhestätte fand, und an die vielen schlichten Brüder, die ich in der Osterzeit 1922 wochenlang in Vertretung Jakob Kroekers an der Bibelschule in Wernigerode unterrichtete. Unter ihnen war eine Anzahl, die noch vor wenigen Monaten Soldaten der Roten Armee gewesen wa-

ren. Bis heute sind Besuche und Gespräche mit slawischen Brüdern aus dem Osten und Südosten meine Freude.

In der Zeit des Nationalsozialismus lernten wir die Bedrängnis am eigenen Leib erfahren. Das offene christliche Bekenntnis wurde gefährlich. Wie haben wir kämpfen müssen, daß auf den Todesanzeigen unserer gefallenen Jungen der Hinweis auf ihren Christusglauben erschien! Es wurde ungerne gesehen, auch wenn es noch nicht radikal verboten war. Wir selbst blieben zwar nicht ohne Anfechtungen und Angriffe, aber aufs Ganze gesehen doch verschont. Das Wenige, was wir erfuhren, waren einige Tage Hausarrest. Gegenüber den Leiden anderer sind das Lappalien und nicht erwähnenswert. Wir erlebten aber immerhin: Wer sich zu Jesus bekennt, steht in Gefahr. Insofern können wir die Brüder in der Sowjetunion ein wenig besser verstehen.

In „statu confessionis“, wo ein offenes Bekenntnis gefordert ist, werden sogar Kleinigkeiten wichtig. Da verlangte z. B. ein Vertreter der Gestapo von mir eine schriftliche Verpflichtung, auf der Kanzel nie etwas gegen Alfred Rosenberg, meinen baltischen Landsmann und Propagandisten des Nationalsozialismus, zu sagen. Eine Sekunde lang dachte ich: Das kannst du getrost unterschreiben, denn ich habe in meiner Predigt Wichtigeres zu tun, als mich mit Rosenberg auseinanderzusetzen. Aber, Gott sei gedankt!, im nächsten Augenblick wurde mir deutlich: Hier geht es um ein Gefecht im Vorfeld wichtigster Dinge. Hier ist der Bekenntnisstand gegeben, und ich lehnte energisch ab. Natürlich ging es hier noch nicht um Leben oder Tod, aber in solchen Stunden bekommen Kleinigkeiten schon eine große Bedeutung.

Wie steht es mit den Gläubigen in der Sowjetunion heute? Seit Stalins Tod 1952 hat sich vieles entschieden gebessert. Es ist falsch, von einer allgemeinen Christenverfolgung zu reden. In gewissen Kreisen ist das Schlagwort „Christenverfolgung“ sehr verbreitet, wird aber der Wirklichkeit nicht gerecht. Die atheistische Regierung weiß sehr wohl, daß das völlige Verschwinden religiöser Anschauungen nur ein Wunschbild ist. Der

Kampf wird vor allem ideologisch geführt, durch Propaganda, Vorträge, „Aufklärung“ usw. Dazu stellt der Staat große Mittel und seinen Parteiapparat zur Verfügung. Die Christen haben keinen Buchverlag, dürfen nicht öffentlich missionieren und sind mit ihren Gottesdiensten auf die kirchlichen Räume beschränkt. Allerdings erscheint viermal im Jahr der „Bratskij Westnik“, der Brüderbote, der interessante Berichte aus dem Leben der Evangeliumschristen-Baptisten bringt und dazu sehr gründliche biblische Artikel, auch geistliche Lieder.

Immerhin wird der geistige Kampf mit sehr ungleichen Mitteln geführt. Um so erstaunlicher ist es, daß nach bald sechzigjähriger Propaganda immer noch soviel Anstrengungen gemacht werden müssen, um den Atheismus zu verbreiten. Durch ihre vermehrten Anstrengungen zeigt die Regierung, daß ihre Bemühungen wenig Erfolg hatten. Immer wieder wird behauptet, daß nur die Alten zur Kirche gingen. Aber aus der Zeit vor der Revolution (1917) ist ja nur ein bescheidener Rest übriggeblieben. Die heute Sechzigjährigen und darunter haben schon die Gottlosenschule durchlaufen. Aber die sogenannten „religiösen Vorurteile“ sind eben immer noch im Wachsen, besonders unter der Jugend. Natürlich wird über die Propagandaarbeit hinaus jedes Mittel benutzt, um die Christen zu schikanieren. Besonders schmerzlich ist es für gläubige Eltern, daß die berufliche Weiterbildung ihrer Kinder bewußt behindert wird. Offiziell ist das Christentum nicht verboten, und doch wird jedem, der sich offen zu Christus bekennt, das Leben schwer gemacht. Das Erstaunliche aber bleibt, daß die Gemeinden wachsen.

Wodurch entsteht bei uns die Auffassung, daß in der Sowjetunion der Christenglaube verboten und verfolgt wird? Vor rund zehn Jahren hat sich vom großen Allsowjetischen Bund der Evangeliumschristen-Baptisten eine wesentlich kleinere Gruppe abgespalten. Während der Bund seine Arbeit unter möglicher Loyalität dem Staat gegenüber zu tun versucht, kündigt die genannte Oppositionsgruppe dem Staat in religiösen Fragen den Gehorsam auf. Sie hießen zuerst die Initiativgrup-

pen, heute nennt man sie oft die Nichtregistrierten. Ganz falsch wäre es, sie „Untergrundkirche“ zu nennen, denn sie treten mutig an die Öffentlichkeit. Wir haben die verschiedenen Verhaltensweisen zu achten und anzuerkennen. Es ist deshalb bedauerlich, wenn von gewissen Gruppen im Westen die „Loyalen“ als Verräter bezeichnet werden. Diese unbrüderliche Haltung richtet sich selbst.

Die einen sagen mit Paulus: „Seid untertan der Obrigkeit, denn es gibt keine Obrigkeit ohne von Gott“ (Römer 13, 1). Die andern halten sich an das Wort des Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apostelgeschichte 5, 29). Die Gewissensentscheidung muß jedem überlassen bleiben. In keinem Fall haben wir im Westen aus unserem gesicherten Zuschauerraum das Recht, die eine oder die andere Gruppe zu verurteilen. Auf beiden Seiten sind entschiedene Christen. Daß der Gegensatz große Schärfen angenommen hat, ist nach meinem Eindruck dem Erfolg der sowjetischen Staatspolizei zuzuschreiben. Ich habe durch mehrere Gespräche den Eindruck bekommen, daß die Polizei beide Gruppen aufeinanderhetzt, indem sie jeder Gruppe gegenüber behauptet, die Vertreter der anderen arbeiteten als Spitzel im polizeilichen Auftrag. Unsere schlichten Brüder, die der Lüge abgesagt haben, sind viel zu vertrauensselig, um diese teuflischen Methoden zu durchschauen. Bedrängt werden beide Gruppen — wenn auch der Bund der Registrierten nicht soviel Angriffsflächen bietet. In vielen Fällen haben sie das Schweigen vorgezogen und folgen darin dem Vorbild Jesu. Die Nichtregistrierten dagegen rufen ihre Anklagen in die Welt hinaus und senden ihr Belastungsmaterial in den Westen. Für uns hier ist es schwer, ein objektives Bild zu bekommen. In Rußland herrschte je und je die Willkür, schon in der Zarenzeit! Auf jeden Fall aber ist die Leidensbereitschaft der Gläubigen in der Sowjetunion für uns ein leuchtendes Vorbild.

Unsere Brüder aus dem Osten bitten uns oft, wir sollten sie nicht bedauern und nicht viel über ihre Leiden reden. Leiden für Jesus erscheinen ihnen nach der Bibel selbstverständlich,

ja als ein besonderes Vorrecht (Philipper 1, 29). Sie bitten allein um unsere Fürbitte und um Gottes Wort, da der Bibelmangel immer noch sehr groß ist. Es dient der Sache der bedrängten Gemeinde wohl kaum, wenn mancher Redner bei uns im Westen die Leiden der Christen in Lagern und Gefängnissen, an denen es gewiß nicht fehlt, bunt ausschmückt und die Hörer in Angst und Schrecken versetzt. Wir sollten im Neuen Testament forschen, wie Christen die Leiden um Jesu willen ansehen. Die mittelalterlichen Märtyrerlegenden dürfen auf keinen Fall uns zum Vorbild dienen. Nicht Menschen sollen verherrlicht werden, sondern Christus.

Der Weinstock und die Reben

Für den Dienst Jesu — ob aktiv in der Arbeit oder passiv im Leiden — ist mir das Gleichnis vom Weinstock immer besonders wichtig gewesen. Jesus sagt:

„Ich bin der rechte Weinstock, und mein Vater der Weingärtner. Eine jegliche Rebe an mir, die nicht die Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, daß sie mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir und ich in euch! Gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, so auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“

Johannes 15, 1—5

Wenn ich mich auf meinen Stand als Christ besinne und nach meinem Verhältnis zu Jesus frage, so ist gerade dieses Wort eine

nie versiegende Quelle für meinen Dienst. Hier finde ich beides: Jesu unerschöpfliche Kraft — und zugleich die unerbittliche Anforderung an mich. Gewiß finde ich das alles auch sonst in der Schrift, in den Psalmen und bei den Propheten, in den Worten Jesu wie in den Briefen der Apostel. Aber in Johannes 15 wird die wunderbare Verbindung mit Jesus und das Fruchtbringen aus seiner Kraft besonders deutlich.

Man könnte Jesu Reden unter zwei Überschriften stellen: „Kommt“ und „Bleibt“. „Kommt!“ sagt er den Fernstehenden, den Vorübergehenden, den Gleichgültigen und Fragenden. „Bleibt!“ sagt er zu denen, die seiner Aufforderung folgten und seine Gnade empfangen. Aber ehe er vom Bleiben spricht, begründet er, weshalb für den Glaubenden alles daran liegt, daß er bleibe.

„Ich bin der wahre Weinstock“. Der Weinstock ist die Lebensquelle für die Rebe, die Voraussetzung für ihre Existenz. Nur weil es den Weinstock gibt, kann es auch Reben geben. Sie sind gar nicht denkbar ohne ihn. Jesus bezeichnet sich hier als den wahren Weinstock, weil wir Menschen so leicht versuchen, aus anderen Quellen zu schöpfen. Im 80. Psalm wird Israel selbst der Weinstock genannt, den sich Gott aus Ägypten holte und im gelobten Land einpflanzte.

Volkstum und Sprache, Nation und Geschichte wird von vielen als eine ausreichende Lebensgrundlage angesehen. Fast alle Völker versuchen, daraus zu schöpfen, auch Israel. Wir Auslandsdeutschen — besonders das deutsche Baltentum mit seiner über siebenhundertjährigen Geschichte in Estland, Livland und Kurland — waren immer wieder geneigt, das Nationale religiös zu verklären. Mit welcher Begeisterung sangen wir als Jungen das Heimatlied! Mit großem Interesse verfolgte ich damals die Arbeit der Deutschen Vereine und die Versuche, deutsche Bauern im gefährdeten Heimatland anzusiedeln. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurde auch ich von der Welle der nationalen Begeisterung getragen. Der Niedergang Deutschlands, der Untergang unserer Heimat am Ostseestrand — sie brachten mir Wunden bei, die nie ganz vernarben. Ich merke

es heute noch an meinen Träumen. Aber kristallklar steht vor mir Jesu Wort: Der richtige Weinstock, aus dem du allein leben kannst, bin ich!

Gewiß gibt es unzählige Ersatzmittel fürs Leben, die „löchrigen Brunnen, die kein Wasser geben“, wie der Prophet Jeremia (2, 13) sagt: Kunst und Wissenschaft, Gelderwerb und Familienleben, Beruf und Freizeit, Reisen und Sport — von den verschiedensten Hobbys ganz zu schweigen. Auch das sind Werte, die uns Gott schenkt. Aber allem gegenüber steht Jesu Wort: „Ich bin der rechte Weinstock.“ Wenn es drauf ankommt, versagen alle anderen Dinge. Für mich war es die Kunst, ohne daß ich sie selbst ausüben vermochte, die Freude an der darstellenden Kunst, Malerei und Skulptur, Theater und Tanz. Das alles wurde mir eine echte Versuchung. Aber als Jesus mit seinem Wort Macht über mich gewann, verblichen sie und verloren ihren bisherigen Wert. Ich kam mir vor wie ein gereiftes Kind, das seine Spielsachen beiseite schob. Sie wurden „langweilig“. Einer allein ist es wert, daß ich mein Leben ungeteilt an ihn hänge, weil er der richtige Weinstock ist. Deshalb gehört ihm die Zeit und Kraft meines Lebens. Mag sein, daß ich in jener ersten Zeit der Entdeckerfreude ungerecht und eng urteilte. Später lernte ich jene Werte neu als Gaben Gottes erkennen. Aber zum Religionsersatz dürfen sie uns nicht werden. „Einer nur ist's ewig wert, daß ihm Ehre widerfährt; Jesus, der Gekreuzigte!“

Die Einzigartigkeit und Ausschließlichkeit, aber auch die Allgenugsamkeit Jesu leuchtet mir aus seinem Selbstzeugnis entgegen. Wer ihn hat, braucht keine anderen Quellen.

Jesus setzt noch ein zweites Wort hinzu: „Mein Vater ist der Weingärtner.“ Ohne in das Geheimnis der Verbindung des eingeborenen Sohnes mit dem Vater eindringen zu wollen, zeigt dieses Wort, daß echter Jesusglaube den Glauben an Gott nicht verdunkelt, sondern erst möglich macht.

Seit wir im Schwabenland wohnen, kennen wir die Arbeit des Weingärtners (in Württemberg sagt man: Wingerter). Da auch unser Sohn Pfarrer in einer Weinbaugemeinde im Nahe-

tal wurde, kann ich schon etwas mitreden. Es ist ein schwerer Beruf, der viel Mühe und Kraft kostet. Deshalb erinnert mich dieser zweite Satz an das Wort aus Jesaja 43, 24: „Ja, mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missetaten.“

Dieses Wissen bewahrt vor Selbstsicherheit und davor, daß wir im Leben Gott gegenüber Ansprüche stellen. Er hält uns in jener Niedrigkeit, aus der man allein Gottes Hoheit erkennt. Und er müht sich um uns!

Noch ein Zweites: Ein Weingärtner ist etwas anderes als ein Gestalter und Pfleger eines Ziergartens. Der Weingärtner müht sich um uns nicht zum Zeitvertreib — er erwartet etwas von uns. Das klärt unser Gottesverhältnis. Gott ist nicht nur eine Art Schutzengel oder Nothelfer, der je und dann in Erscheinung tritt und den ich sonst nicht in Anspruch zu nehmen brauche. Ich bin vielmehr dauernd in seiner Behandlung, gerade in Zeiten von Not und Enttäuschung. Sie alle sind Mittel in seiner Hand, um sein Ziel mit uns zu erreichen.

Ich berühre hier das Neue, was meine Hinkehr zu Jesus als zu dem einzig wahren Weinstock mir einbrachte. Ich war schon als Kind kindlich fromm. Zweifel an Gottes Dasein habe ich selten gekannt. Aber Gott war doch irgendwie fern und unnahbar. Im Alltag fand ich ihn kaum oder nur selten. Doch der Weingärtner will mehr von seinen Reben als diese kühle Distanz. An Reben ohne Trauben hat er kein Interesse. „Eine jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen.“

Das war der Ertrag jener Predigt von Propst Bernewitz aus Kandau im Sommer 1910 in der Waldkapelle in Bilderlingshof am Rigaschen Strand: Als Fünfzehnjähriger erkannte ich, daß mein Leben nur im Dienst für Gott seine Erfüllung finden kann. Daran habe ich nie mehr gezweifelt, so viel Untreue ich mir auch vorzuwerfen hätte. Es geht um Frucht für Gott.

Als unser Eberhard sich als Konfirmationsanspruch das Wort aus Römer 14, 7.8 erbat, wußte ich: Mein Junge hat's auch verstanden! „Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir,

so sterben wir dem Herrn.“ Bei allem tiefen Schmerz über seinen Soldatentod am 12. September 1943 habe ich keinen Augenblick daran gezeifelt, daß sein Leben erfüllt war. Keiner stirbt an einer feindlichen Kugel, sondern allein durch den Willen Gottes.

Es ist ein sehr ernstes Wort, mit dem Jesus diese Gleichnisrede vom Weinstock beginnt: Wer sich weigert, für Gott Frucht zu bringen, wird beiseite gelegt.

Wer aber Frucht bringt, „den wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe“. Der Weingärtner ist mit seinem Winzermesser dauernd am Werk. Das tut oft sehr weh. Nicht nur die Heimat wurde mir genommen, der furchtbarste Schnitt war die unheilbare Erkrankung der Mutter meiner vier Kinder. Ich kann nur mit immer neuem Entsetzen an jene Wochen und Monate des Jahres 1927 denken, wo das Glück meiner Ehe und meiner Familie mit einem starken Schnitt des Winzermessers abgetrennt wurde. Die sieben Jahre mit den mütterlosen Kindern waren — trotz aller liebender Hilfe, besonders von seiten ihrer Großmutter — Jahre im tiefen Schatten.

Es war nicht der einzige Schnitt des Winzermessers. Das Verfallensein unseres Volkes an den Nationalsozialismus, die kirchlichen Wirren, das Gericht des Zweiten Weltkrieges, in dem Brandbomben auch unser Haus trafen, und schließlich der Tod unserer beiden Söhne zerrten mächtig an mir. Es wäre gar nicht zu verkraften gewesen ohne das Wissen um den Weingärtner. Immer wieder fielen mir die Verse des sterbenden Martin Kögel ein:

Heiliges Winzermesser, schneide tief hinein!
Bin noch nicht gereinigt, wie ich sollte sein.

Diese Verse hörte ich nicht nur für mich persönlich, sondern auch für Volk und Kirche.

Ein wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilter Strafgefangener in der Strafanstalt Brandenburg-Havel hat mir da einen unvergeßlichen Dienst getan. Wir saßen wieder einmal im Kreis zusammen und lasen miteinander das erste

Kapitel im Jakobusbrief. Da heißt es: „Achtet es für lauter Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallt.“ Ich gab der Überraschung Ausdruck, daß dies von uns erwartet wird, und fragte in den großen Kreis hinein: „Wie ist das nur möglich?“ Da antwortete der sonst wortkarge Mann ganz schlicht: „Da merkt man doch, daß Jesus sich um einen kümmert.“ Welch eine Haltung dieses einsamen Mannes! Ähnliches findet man in den Schriften und Liedern des schwäbischen Bauern und Erweckungsmannes Michael Hahn.

Im amerikanischen Gefangenenlager mit seiner Kälte, seinem Hunger und der Ungewißheit um die Zukunft und das Geschick derer, die mir geblieben waren, hielt ich mich an einen Vers von Hagenbach, einem ehemaligen Professor für Kirchengeschichte in Basel: „Stille halten deinem Walten, stille halten deiner Zucht, deiner Gnade stille halten, die von je mein Heil gesucht — ja, das will ich, wie's auch geh, wie's auch tu dem Herzen weh.“ Mein Jüngster, damals erst vier Jahre alt, hatte das Wort auf ein Buchzeichen aus Pappe gestickt, das nun in meiner Bibel lag.

„Er wird reinigen“, sagt Jesus. Diese Reinigung kann nur Gott selber bewirken. Der Pharisäer in uns protestiert natürlich dagegen. Er meint, recht zu tun, und scheut darum niemand. Er vergleicht sich mit anderen und schneidet dabei meist noch ganz gut ab. Das aber hat mir das Winzermesser Gottes tüchtig verleidet. Einer der Verse, die ich abends gern vor dem Einschlafen bete, ist der von Frau Zeller: „Wasche mich rein, hülle mich ein, decke mich zu, bring mich zur Ruh!“ Noch stärker drückt es Johannes in seinem ersten Brief aus: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Dieser Erziehungsprozeß durch Gott setzt sich unser Leben lang fort.

Doch nun verläßt Jesu Rede plötzlich das Bild vom Weinstock: „Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe.“ Das ist eine überraschende Feststellung: „Um des Wortes willen.“ Unwillkürlich fällt mir der Ausspruch Goethes in seinem Faust ein: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.“ Wie lange hat es gedauert, bis ich das Wort

Gottes nicht nur schätzen lernte, sondern auch seine reinigende Kraft an meinem Gewissen erfuhr! Wir verbauen uns oft dadurch den Zugang zu dem unaussprechlichen Reichtum von Gottes Wort, daß wir das Wort der Bibel bloß als ein aufklärendes Wort verstehen.

Die Bibel als Gottes Wort bringt uns nicht nur Nachrichten — so wichtig diese sind —, sondern hat auch eine dynamische Wirkung. Jesus spricht hier von der Kraft zur Reinigung. Das ist eine der wichtigsten Wirkungen des Wortes. Das war die entscheidende Entdeckung der Reformation. Viele von uns erinnern sich an jene unbeschreibliche Freude, als wir zum erstenmal an uns selbst entdeckten, was das Wort Gottes auszurichten vermag.

Doch nicht nur im eigenen Leben erfuhr ich diese Gotteskraft des Wortes. Es gehörte zu den schönsten Erfahrungen in der Seelsorge, wenn das Wort — und zwar meist ein geprägtes Wort der Bibel — seine tief reinigende Kraft beweist. Dann steht der Seelsorger vor dem Allerheiligsten des Handelns Gottes: Der Sünder wird gerechtfertigt, die Sünde ist vergeben, der Gefallene wird zum Heiligen. Dieses wunderbare Geschehen der Erneuerung ist keine Angelegenheit weniger stimmungsvoller Augenblicke. Es ist vielmehr im Lauf von Jahrzehnten in einem Menschenleben zu beobachten und zu verfolgen. Vor meinen Augen stehen eine große Zahl von Menschen aus allen Ständen, die die Wahrheit des Wortes Jesu an sich erfuhren: „Ihr seid rein um des Wortes willen.“

„Bleibt in mir und ich in euch.“ Jesu Evangelium ist wie alle Wahrheit einfach und unkompliziert. Er gibt nicht eine Fülle von Vorschriften, nicht eine Menge Gesetze, die wir erfüllen müßten. Hier ist alles konzentriert in dem einen Wort: „Bleibt!“ Bleibt in der Treue, in der Liebe, in der Dankbarkeit, im Dienst. Vor allem: Bleibt unter der Wirkung und dem Einfluß meines Wortes. Mit dem Bleiben ist nichts Statisches, Starres gemeint. Es ist etwas Dynamisches, das sich im täglichen Gehorsam vollzieht.

„Gleichwie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich

selber, sie bleibe denn am Weinstock, so auch ihr nicht, ihr bleibt denn in mir.“

Das Bild ist treffend und eindrucksvoll. Was ist schon eine Rebe für sich allein? Ein wertloses Stückchen Holz, zu nichts brauchbar. Doch was kann eine Rebe in der Verbindung mit dem Weinstock sein! Nun kann sie reiche, edle Frucht tragen. Auf die dauernde Verbindung mit dem Weinstock kommt alles an. Das gilt auch von unserer Haltung. Man schneidet keine Rebe vom Weinstock und steckt sie in eine Vase in der Erwartung, nach einiger Zeit Trauben an ihr zu finden. So töricht handeln wir, wenn wir nur gelegentlich nach Jesus fragen und ihn nur in Verlegenheiten und Nöten anrufen. Ich muß gestehen, daß es Zeiten gab, wo ich so töricht handelte. Aber Gott führte mich immer wieder in die ganze Abhängigkeit zu ihm zurück gleich einem Verirrten.

Diese lebenswichtige Wahrheit unterstreicht Jesus noch mit dem fünften Vers: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht. Denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“

Als Reben sollten wir erkannt haben, daß unser Leben als Christ leer und sinnlos ist ohne diese Verbundenheit mit dem Weinstock. Diese Verbundenheit ist doppelseitig: „Ihr in mir und ich in euch.“ Die Rebe ist mit dem Weinstock verwachsen. Man kann das Leben nicht zerschneiden. Der Schnitt trifft beide. Die Rebe steckt im Stamm, aber auch der Stamm mit seinen Lebensäften in der Rebe. Alles ist hier organisch, nichts mechanisch oder organisiert.

Es geht um Frucht. Der Weinstock ist keine Zierpflanze. Die Rebe ist nicht um ihrer selbst willen da. Es geht nicht nur um unser Seligwerden. Hätte Gott das im Sinn, könnte er jeden Bekehrten gleich in den Himmel entrücken.

Als junger Christ äußerte ich einmal Todessehnsucht, bekam aber dafür von meinem Seelsorger tüchtige Schelte. Das könne sich ein alter Paulus leisten, der ein Leben der Hingabe und des Opfers gelebt hatte und nun schrieb: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus zu sein“ (Philipper 1, 23). Bei

mir aber sei es Bequemlichkeit und Faulheit. Ich solle zuerst ein Leben im Dienst für Christus führen, dann erst könne ich die Worte des Paulus nachsprechen! Diese Zurechtweisung habe ich niemals vergessen. Auch jetzt wage ich noch immer nicht zu bitten: „Nimm mich zu dir!“, solange noch etwas Kraft zum Dienst geblieben ist.

Bleiben wir in ihm wie er in uns, so gibt es viel Frucht. Was ist diese Frucht? Es wäre naheliegend, auf Galater 5, 22 hinzuweisen, wo Paulus einige Früchte des Geistes aufzählt, die aus der Jesusliebe erwachsen. Aber in unserem Zusammenhang geht es nicht um die Heiligung des eigenen Lebens. Es geht vielmehr um das Wachstum des Weinstocks, um die Mehrung der Gemeinde Jesu. Dies ist die Aufgabe derer, die an Jesus hängen: Menschen für ihn zu gewinnen.

Ich danke Gott, daß er mich vor sechzig Jahren durch Pastor Flemming vom Anfang meines Glaubens an in die Mission stellte. So war gleich deutlich: Du bist nicht für dich allein Christ, sondern für andere. „Stellen Sie alles, was Sie lernen, erleben, erfahren in Jesu Dienst, damit Sie tüchtig werden, Menschen für ihn zu gewinnen!“ Das hat meinen Weg von Anfang an geprägt. Ich bin wohl nicht immer treu darin gewesen, aber alle meine Arbeitsplätze — ob in der Stadtmission Berlins, in der DCSV unter den Studenten, ob in Bethel, Lübeck oder in der Ausbildung von Diakonissen, als Soldat oder im Gefangenenlager und schließlich in der Evangelisation und im Missionsbund „Licht im Osten“ — alle Plätze weckten in mir die Frage: Hast du Frucht gebracht für Jesus?

Oft war ich erstaunt, wenn ich Christen antraf, die kaum Interesse zeigten, andere für Christus zu gewinnen. Meine Frau erinnerte mich dann an Zinzendorf, diesen für Jesus brennenden Zeugen. Er unterschied in seiner Brüdergemeinde jene, die einfach, still und treu im Namen Jesu ihre Pflicht im Alltag tun, von den anderen, die er „Streiter“ nannte und die für den Frontdienst im Reich Gottes bestimmt sind. Aber diese Einteilung befriedigt mich nicht, da ich im Neuen Testament dafür keine Anhaltspunkte finde.

Es geht ja auch gar nicht um das Vielerlei, was wir tun. Es geht um das Sein in Christus. Von der Rebe erwartete der Weingärtner die Frucht, weil sie am Weinstock hängt. Die „christliche Vielgeschäftigkeit“ ist oft nur ein Verdecken der Fruchtlosigkeit. Der gleiche Zinzendorf prägte das Wort: „Ist Jesus in der Seele still, so nimm auch du nichts vor.“ Aber unser Herz sollte doch für Jesus und seine Sache brennen, vor allem in der Fürbitte und im Opfer.

Daß ich im Alter „träger“ wurde, quält mich oft. Es gilt auch im Alter auf der Wacht zu stehen, denn einen Ruhestand im Dienst Jesu gibt es auch im Alter nicht.

„Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Das macht demütig und läßt uns auf Jesu Befehle warten. Daß dabei die natürliche Begabung nur eine geringe Rolle spielt, lernte ich oft erkennen. Ich denke wieder an einen Lebenslänglichen im Zuchthaus, der so brennend gern Missionar werden wollte. Ich fragte ihn: „Sind Sie es denn nicht schon?“ Nur ein Beispiel: Der Sohn aus einem guten Hamburger Kaufmannshaus wurde straffällig und begegnete in der Anstalt jenem Lebenslänglichen in der Schneiderwerkstatt. Nach seinem Tod schrieb mir seine Schwester, sie hätte die Bibel ihres Bruders in der Hand und wäre erstaunt, wie zerlesen und mit wieviel Strichen sie versehen war. Der Bruder hatte durch den Lebenslänglichen den Zugang zum Wort Gottes und zu Christus gefunden.

Es gibt eine Art der Mission, wo man „die Absicht merkt“ — wie der Dichter sagt — „und wird verstimmt“. Jesus sagt: „Ihr seid die Reben.“ Seien wir das! Seien wir es wirklich! Dann wird die Frucht nicht ausbleiben. Ist der Stecker mit dem Stromnetz verbunden, leuchtet die Lampe ohne Befehle. Ist die Verbindung unterbrochen, wird es dunkel. Auf den Kontakt kommt es an.

Bleibt die Rebe am Weinstock, kann es eine erstaunliche Weinlese geben. Mehrmals erlebten wir den Herbst im Tessin, wo während der Lese von einem verhältnismäßig kleinen Weinberg täglich mehrere Zentner Trauben geerntet wurden. Der Apostel Paulus schreibt an die Philipper: „Ich vermag alles, durch

den, der mich mächtig macht, Christus“ (4, 13). Dieses Wort entspricht dem Wort Jesu: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Mit Jesus aber alles! Denn der Glaubende schöpft aus der unerschöpflichen Jesusquelle.

Nachwort

Wie ein Bergsteiger unterwegs, ehe er den Gipfel erreicht, den zurückgelegten Weg noch einmal ins Auge faßt, so habe ich noch einmal mein Leben im Dienst für Jesus überschaut. Während ich diese Zeilen schreibe, sind fast auf den Tag sechzig Jahre vollendet, daß mein Herr mich zum Glauben erweckte und in seinen Dienst nahm. Gewiß sind nicht alle Hoffnungen, die ich damals in mir trug, in Erfüllung gegangen. Es kam unzählige Male ganz anders, als ich plante und erwartete. Aber immer wieder wurde mir Gottes leitende Hand bewußt. Und auch da, wo es durch schmerzlichsten Zerbruch ging, blieb zu allerletzt nur der Dank und die Erkenntnis:

Der Herr hat alles wohlbedacht
und alles, alles recht gemacht,
gebt unsrem Gott die Ehre!

Stationen meines Lebens

Im Jahr 1895 wurde ich als drittes Kind meiner Eltern in Riga, der alten Hansestadt an der Düna, geboren. Mein Vater war Kaufmann und hatte eine Tuchhandlung gegründet. Die Kindheit war voller Glück und Freude.

1914 wurden wir auf der Reise in Berlin vom Krieg überrascht. Fast vier Jahre war ich von meinen Angehörigen getrennt. Durch die Berliner Stadtmission kam ich zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Der Dienst, den ich anderthalb Jahre in Berlin tun durfte, war für mich ein grundlegender Unterricht meines Herrn.

Um das Studium der Theologie fortzusetzen, ging ich 1916 an die Theologische Schule in Bethel. Als diese wegen des Krieges vorübergehend geschlossen wurde, tat ich eine Zeitlang Dienst an den Kranken Bethels. Anschließend war ich fast ein Jahr lang CVJM-Sekretär in Bielefeld, wo ich im Haus von Pastor W. Michaelis die Landeskirchlichen Gemeinschaften und ihre Aufgaben kennenlernte. Durch Vermittlung von Prof. Adolf Schlatter konnte ich in Tübingen weiterstudieren, wo ich der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) angehörte, deren Sekretär ich anschließend einige Semester lang war.

Nach einem Semester in Rostock machte ich im Herbst 1919 mein erstes theologisches Examen in Münster i. W. und verlebte mein Vikariatsjahr in der Tecklenburger Heide. Nach drei Semestern Repetenten- und Dozententätigkeit an der Theologischen Schule in Bethel wurde ich als Pastor an die Matthäikirche in Lübeck berufen. Acht Jahre später rief mich die Berliner Stadtmission. Ich wurde einer ihrer Missionsinspektoren. 1934 wurde ich Pfarrer am Diakonissenhaus Salem in Berlin-Lichtenrade.

1943 folgte der Wehrdienst. Wegen meines Alters wurde ich zuerst als Landeschütze bei der Gefangenenbewachung verwendet, dann als Lehrer an eine Turkvölkische Dolmetscher-

schule versetzt. Bei Kriegsende geriet ich in amerikanische Gefangenschaft, aus der ich im September 1945 entlassen wurde.

Nachdem ich zunächst den Westzweig unseres Diakonissenhauses zu betreuen versucht hatte, berief mich der Missionsbund „Licht im Osten“ nach Württemberg zum Missionsinspektor. Ich diente ihm bis zu meinem vollendeten siebzigsten Lebensjahr. Zugleich war ich freier Evangelist und habe im Laufe meines Lebens an etwa zweihundert Orten das Evangelium verkündigt.

Seit 1965 lebe ich im Ruhestand als Glied der Evangelischen Brüdergemeinde in Korntal bei Stuttgart. Der Dienst am Wort durch Evangelisationen, Bibelkurse und gelegentliche Predigten tritt nun in meinem Alter entsprechend zurück. Ich bin aber dankbar, daß ich seit zwei Jahrzehnten das Evangelium auch durch eine Anzahl von Büchern und anderen Veröffentlichungen verkündigen darf. Neben der Wochenpredigt „Trost und Kraft aus Gottes Wort“ (Schriftenmissions-Verlag Gladbeck) habe ich zur Ergänzung des Bibelwerkes von Jakob Kroeker acht Bände Auslegungen zum Alten Testament im Brunnen-Verlag in Gießen veröffentlicht. Daneben erschienen eine große Anzahl evangelistischer und kirchengeschichtlicher Schriften.

Daß ich im Alter noch öfters zu seelsorgerlichen Aussprachen aufgesucht werde und in Korntal Gemeinschaft unter dem Wort Gottes mit den Brüdern haben darf, macht mich reich und dankbar.

Erich Schick

Vom Segnen

64 Seiten. ABCteam 77. Paperback

In den Rubriken der Tageszeitungen ist unter gesuchten und angebotenen Stellen viel die Rede von Können und Unternehmungsgeist. Wie seltsam würde es berühren, wenn man dort lesen könnte: Gesucht wird jemand, der segnen kann! Aber ist das in einer Zeit des Neides und der Rücksichtslosigkeit nicht gerade die notwendigste Eigenschaft? Was ist das überhaupt, Segnen?

Auf sehr praktische und anschauliche Weise schließt Erich Schick die Geheimnisse des Segnens auf.

„Vom Segnen“ ist leicht verständlich geschrieben, so daß jeder in jedem Alter verstehen kann, worauf es ankommt.

Michael Griffiths

Gottes herrliches Volk

Die Bedeutung der Gemeinde Jesu heute

120 Seiten. ABCteam 73. Paperback

Viele Christen sehnen sich nach einer Erneuerung ihrer Gemeinde: das wöchentliche Programm, das abläuft, ohne daß man eigentlich weiß, wozu; die Gottesdienste, die so viel von ihrer Ursprünglichkeit und Frische verloren haben; das Einmannsystem . . .

Aber wie ist eine Erneuerung zu schaffen, und worauf kommt es vor allem an?

Viele christliche Gemeinden leiden hauptsächlich darunter, daß sie nicht genau wissen, wer sie eigentlich sind, was sie eigentlich wollen und wie ihre Zukunft aussehen soll.

Kein Grund, den Mut zu verlieren! Kaum ein anderes Thema behandelt die Bibel so ausführlich und praktisch wie das der Gemeinde. Man muß ihre Anweisungen nur neu entdecken und in die Tat umsetzen.

Mit Überzeugung spricht Michael Griffiths vom Selbstverständnis der Gemeinde, ihrem Aufbau und ihrer Aufgabe, den Grundsätzen des Gemeindelebens und der Funktion des einzelnen. Ein Buch für Christen, die ihre Verantwortung übernehmen wollen und Klarheit gewinnen möchten.

BRUNNEN VERLAG · GIESSEN/BASEL

A^B_L = Christsein heute
A = Berichte, Erzählungen, Lebensbilder
A = Aktuelle Themen

P = Berichte, Erzählungen, Lebensbilder

In den langen Jahren seines Dienstes für Christus hat Hans Brandenburg vieles erlebt und praktiziert. Was hat standgehalten und sich bewährt? Wie beurteilt er heute: Gespräch und Zeugnis – den Streit um die Bibel – die Frage der Theologie – die Evangelisation? Was sind seine Erfahrungen in Kirche, Gemeinde und Gemeinschaft?

Hans Brandenburg möchte Erkenntnisse und Erfahrungen weitergeben, die er in Kirche und Gemeinschaft, in der Inneren Mission, der Diakonie und Evangelisation machen konnte. Sie bieten viel Stoff für eigenes Beobachten und Überlegen.